This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Deutſche Worte

eines

Oeſterreichers.

Bei Hoffmann und Campe ist ferner erschienen:

Börne's, L., gesammelte Schriften. 8 Theile .... 2 Thlr. — Sgr.
— — Briefe aus Paris. 1—6r Theil .....10 » 10 »
Heine, H., Buch der Lieder. 4te Aufl. ..... 1 » 12 »
— — Reisebilder. 4 Bde. 2te Aufl. ..... 7 » — »
— — Salon. 4 Bde. ..... 6 » 16 »
— — über den Adel ..... — » 20 »
— — franz. Zustände ..... 2 » — »
— — romantische Schule ..... 2 » — »
— — über Ludwig Börne ..... 2 » — »
— — über den Denunzianten ..... — » 6 »
Hebbel, Friedr., Judith. Ein Trauerspiel in 5 Acten 1 » — »
— — Gedichte ..... 1 » — »
— — Genoveva. Eine Tragödie in 5 Acten .. 1 » — »
Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder. 2 Theile. 2te Aufl. ..... 2 » — »
Horn, Uffo, Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen. gr. 12. ..... — » 6 »
Lamennais, de, Worte eines Gläubigen. ..... — » 12 »
Lieder eines cosmopolitischen Nachtwächters. 2te Aufl. 1 » — »
Mältitz, G. A. v., Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit. Ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte ..... à — » 16 »
— — Polonia ..... — » 6 »
Oesterreich und dessen Zukunft. 2te Auflage ..... 1 » — »
Oestreich, — Städte, Länder, Personen und Zustände 1 » 12 »
Polenlieder, ein Todtenopfer ..... — » 6 »
Raupach, Ernst, dramatische Werke ernster Gattung. 1—4 Theil. 1830—35 ..... 6 » — »
— — — — 5—12r Theil, oder die Hohenstaufen, ein Cyklus histor. Dramas. 1—8r. Bd. 1837—38 ..... 12 » — »
— — — — 13—15r Theil 1838—40 ..... 4 » 12 »
— — dramat. Werke komischer Gattung 1—4r Th. 7 » — »
Reise durch Oesterreich, nach Konstantinopel und Triest, von B. von M. ..... 1 » 12 »
Tscherkessenlieder. Motto: „Wild und frei“ ..... — » 16 »
Wienbarg, Ludolf, ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet ..... 1 » 16 »
— — Holland in den Jahren 1831—32. 2 Thle. 2 » 16 »
— — Zur neuesten Literatur. 2te Aufl. ..... — » 20 »
— — geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur ..... — » 20 »
— — Wanderungen durch den Thierkreis ..... 1 » 12 »

Vlovre D I 90.012

Deutsche Worte

eines

Oesterreichers.

(Schuselka, Franz)

Ein sicher Gewissen, das der Sache gewiß ist, fitzelt und fetzelt nicht, es sagt dürr und trocken heraus, wie es an ihm selber ist.
Luther

Ich thue, was ich kann, und jeder thue mir ebensoviel. Lessing.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1843.

HC

DB30
S35

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Inhalt.

	Seite.
Vorwort	V.
Mörderiſche Erziehung und Bildung	1.
Das Franzöſeln	38.
Spaltungen	96.
Arm und Reich	108.
Adel und Bürgerthum	128.
Frei und unfrei	144.
Religion	160.
Nationalität	180.
Die deutſche	174.
Oeſterreich	190.
Preußen	199.
Der deutſche Bund	201.
Die ſlaviſche Nationalität	203.
Polen	204.
Rußland	205.
Die öſterreichiſchen Slaven	208.
Die Magyaren	209.
Die Griechen	210.
Schluß	212.

Vorwort.

„Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst — und wer ist vor Schlägen sicher?“ In diesem Kernspruche des großen Dichters ist der Standpunkt angegeben, von dem jede ehrliche satirische Richtung ausgehen soll. Wer Zeitgebrechen geißeln will, muß sich selber den verhältnißmäßigen Theil der Züchtigung gewissenhaft zumessen. Erst wenn alle einsehen und bekennen werden, daß mehr oder weniger alle theils für aktive, theils für passive Sünden prügelns-

werth sind, erst dann wird eine durchgreifende und bleibende Verbesserung aller Zustände möglich sein.

Wien, im Spätherbst 1842.

Geschöpf der Erde ist, darf er den Ahnungsblick in den Himmel wagen. Darum lasset uns sinnlicher werden im vernünftig edlen Sinne, damit wir aufhören, es im thöricht ekelhaften zu sein.

Jahrhunderte hindurch bemühte man sich, das leibliche Leben als niedrig und verächtlich darzustellen, bis es in der That niedrig und verächtlich wurde; verächtlich durch Siechheit und Schwäche, durch Unmäßigkeit und Geilheit jeder Art.

Besonders ein Trieb unserer sinnlichen Natur, der mächtigste in seinem Begehren, der fürchterlichste in seiner Entartung, aber auch der heiligste in seinem Zwecke, wurde Gegenstand unablässiger Verdammung; aber das Predigen gegen ihn hatte ungefähr dieselbe Wirkung wie das Geißeln in den Klöstern, welches statt eines Abtödtungs- ein Reizmittel des Fleisches wurde. Je übertriebener man sich bemühte, den Geschlechtstrieb als sündhaft darzustellen, desto sündhafter entwickelte und äußerte er sich. Wie ekelhaft besudelt ist nun das Leben der Menschheit,

wurde — geradezu für etwas Teufliſches erklärte: da wurde es zur Hauptaufgabe aller Weisheit, zum Inbegriff aller Tugend, zur Bedingung der Gottgefälligkeit und Seligkeit — den Leib abzutödten. Die glorreiche Folge davon war, daß der Menſch erſt dadurch recht eigentlich ein „unſelig Mittelding von Engel und von Vieh“ wurde. Rohe Körperweſen wollten wir nicht bleiben; reine Geiſter konnten wir nicht werden, wozu haben wir uns alſo gemacht? — Zu einer Gattung wandelnder Geſpenſter. Man wollte den Entartungen der Sinnlichkeit vorbeugen, und ſchwächte und tödtete ihre geſunden Kraftäußerungen, wodurch ſie ſich am ſicherſten ſelber bändigt; man wollte die Uebermacht der Sinnlichkeit brechen, und gab ihr den mächtigen Reiz eines Verbotes!

Hier höre ich ſchon die Schaaren ſchein-heiliger Seelenhäſcher ſchreien: „Halloh! da haben wir wieder einen, der das Fleiſch predigt, greift und verbrennt ihn, oder — da dies leider nicht mehr angeht — ſperrt ihn wenigſtens ein!“

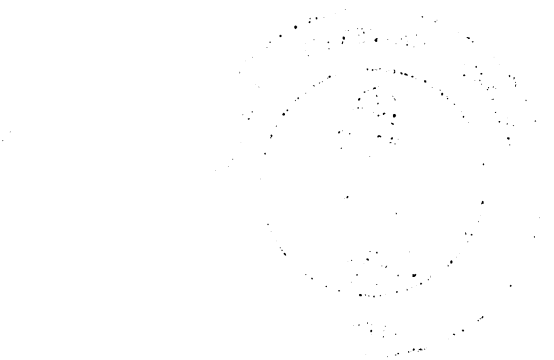
Wahrlich, der schrecklichste der Schrecken sind diese frömmelnden Lügner. Sie wissen es recht gut, daß sie selbst und alle Geschlechter und Stände von oben bis tief hinunter von dem übermüthigsten Teufel der Sinnlichkeit beherrscht und besessen sind; will aber jemand diesen Teufel beschwören und ruft dazu, wie es unerläßlich ist, die gesunde edle Sinnlichkeit auf, so geberden sich jene Gleißner wie pure Geister und schreien die Welt mit dem Lügengeschrei: „Die Neuern wollen die Sinnlichkeit herrschend, sie wollen euch zu Thieren machen!“

Kann aber, wer ehrlich ist, leugnen, daß gerade die am feinsten Vergeistigten in sinnlicher Hinsicht tief unter den Thieren stehen. Wahrlich, die Thiere sollten unsere Muster sein in Mäßigkeit, Nüchternheit, Rührigkeit, Keuschheit und kindlichem Anschmiegen an die Allmutter Natur. Es wird vielen sonderbar klingen, aber es ist wahr: wenn wir leiblich thierischer wären, könnten wir geistig menschlicher sein.

„Das liegt nun einmal in der Schwäche unſrer Natur!“ ſagt man mit reſignirendem Achſelzucken; aber nicht in der angebornen Schwäche, ſondern in der freiwilligen Schwächung unſerer Natur liegt es.

— „Nicht durch die Schuld der Sterne, durch eigne Schuld nur ſind wir Schwächlinge.“

Ein verzärtelter kränkelnder Leib iſt immer geiler als ein gehärteter geſunder. Aber wieviel abgehärtete und wahrhaft geſunde Menſchen gibt es denn jetzt, beſonders in jenen Ständen, denen ſchwindſüchtig und vornehm als gleichbedeutend zu gelten ſcheint? Schon der Same unſers Lebens iſt krank, ſchon im Mutterleibe mißhandelt uns das unnatürliche Modeleben; voll von giftigen Krankheitskeimen erblicken wir das Licht der Welt, und nun wetteifern verblendete Eltern, abergläubiſche Wärterinnen, gewiſſenloſe Hausärzte und griesgrämige Erzieher, dieſe Keime des Elends zu erhalten und zu nähren, bis wir endlich ſelbſt unſer möglichſtes thun, ſie zur vollen Blüthe zu bringen. Kurz, wir werden



Saget den verblendeten Müttern hundertmal, daß eben seit die Schnürmieder im Schwunge, Verkrümmungen und Verwachsungen im Zunehmen sind — sie glauben es nicht. Daß bei den leiblichen Uebungen manchmal ein Junge ein Bein überstaucht, das schreckt empfindsame Eltern ab; daß aber bei der üblichen ofenhockerischen Erziehung das ganze Geschlecht immer schwächer und siecher wird, das verursacht ihnen keinen Kummer. Die Regierungen aber thun mehr gegen als für die körperliche Erziehung; so daß man bei Gott auf den Gedanken kommen muß, es sei ihnen nicht wünschenswerth, geistige Bildung mit körperlicher Vollkraft vereinigt blühen zu sehen. Und doch ist die Herstellung dieser Vereinigung gewiß eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit.

In dem österreichischen Klostergymnasium, wo ich meine Jugend verloren habe, war uns Baden, Ballspielen, Schlittschuhlaufen, Ringen u. dgl. unter Androhung einer schlechten Sittenklasse verboten. Die einzige einem wohlgesitteten Gymnasiasten erlaubte körperliche Erholung war ein

gravitätischer Spaziergang mit anständig zugeknöpftem Rocke, fest geschlungener Halsbinde und — einem Buche in der Hand. Ueberdies waren wir indirekt zum Stummsein verdammt, denn von der dritten Schule an war uns die Muttersprache streng verboten, wir sollten selbst in unsern Freistunden mit einander und mit höheren Studenten nur lateinisch sprechen. Um die Erfüllung dieses unnatürlichen Gebotes zu erzwingen, war ein eigenes Spionirmittel eingeführt, damit unser Bruderleben gleich in früher Jugend durch Mißtrauen und Argwohn vergiftet würde. Es ging nämlich ein Büchlein, signum genannt, heimlich unter uns herum, welches der Professor ursprünglich einem sogenannten Fiscus übergab, der es dem ersten deutsch Redenden aufnöthigte. Dieser mußte seinen Namen und Tag und Stunde des Empfanges einschreiben, das signum übernehmen und wieder einen andern damit zu erwischen trachten u. s. f. Am Ende der Woche wurden alle Eingeschriebenen verlesen und gestraft. Wer das signum länger als einen Tag bei sich behalten, erhielt eine verschärfte Strafe,

weil von ihm angenommen wurde, er habe nicht fleißig genug spionirt oder wohl gar mit den deutsch redenden Verbrechern Mitleid gehabt!

Es versteht sich von selbst, daß diese Verbote für unsere jugendlich elastische Widerspenstigkeit unwiderstehliche Gebote wurden; nur mußten wir weit entlegene versteckte Orte aufsuchen, wobei unnöthig viel Zeit verloren ging und regelmäßig jährlich ein oder der andere verunglückte. Und was gewiß ganz gegen die Absicht dieser widernatürlichen Verbote war, wir wurden durch sie schon in so frühen Jahren gewöhnt, ein Heldenthum des Ungehorsams anzuerkennen und anzustreben. Die Strafen für solche Uebertretungen hatten nichts Entehrendes; sie verklärten vielmehr den Dulder und machten ihn in den Augen aller Mitschüler zum Märtyrer der guten Sache.

Immer allgemeiner und verzagter werden die Klagen der Befehlenden über die zunehmende Widerspenstigkeit der Untergebenen. Was wundert ihr euch? Es geht nur der Same auf, den

ihr und eure Vorgänger durch widersinnige Häufung und Uebertreibung der Gesetze gestreut. Es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, daß er eben so wenig völlige Ungebundenheit als übertriebene Beschränkung vertragen kann. Gönnte man ihm die erste, so würde er sich alsbald selber beschränken; unterwirft man ihn der zweiten, so umgeht, überspringt oder bricht er die Schranken.

Es ist an sich klar, daß durch diese mörderische Mißhandlung des Leibes auch der Geist erlahmen, zu jedem freien Aufschwunge unfähig werden muß, daß besonders die Kraft des Willens zu freithätigen, muthigen, edelstolzen Entschlüssen gänzlich abgeschwächt und gebrochen wird: aber das Verderben ist noch viel größer und entsetzlicher, und wenn die Vertheidiger der bestehenden mörderischen Erziehung behaupten, des Geistes und Herzens wegen müsse der Leib zurückbleiben, so muß man ihnen entgegnen: nein, ihr schwächet den Leib und erdrücket zugleich Geist und Gemüth; ja ihr verübet das erste, damit euch das zweite

so leichter werde!

Unbestritten bleibt das Recht, ja die Pflicht der Regierungen, bei der Volkserziehung die Staatszwecke maßgebend wirken zu lassen; allein wenn sie sich als alleinigen Selbstzweck betrachten, wenn sie mit Vernachlässigung rein menschlicher und nationaler Selbstständigkeit aus der Volksbildung eine Dressur machen, wodurch lediglich ihr Vergnügen und Vortheil, ihre Bequemlichkeit und die starren Folgerungen dessen, was sie ihr System nennen, befördert werden sollen, kurz, wenn sie ihren Völkern nicht einmal so viel freie Bewegung gestatten, wie der Hirt seiner Herde, sondern sie durchaus zum bloßen Automaten machen wollen, so ist dies Hochverrath an der Menschennatur und Empörung gegen den Willen Gottes.

Wir sind leiblich schlecht genug daran, geistig aber noch viel schlechter. Wie ängstlich ist man allenthalben bemüht, den Leibern nicht nur die nothwendige, nein, überflüssige Nahrung herbei zu schaffen; der Geist aber ist bloß deswegen, weil er Geist und als solcher Mitglied verschie-

dener geheimer Gesellschaften ist, zu ewiger Enthaltsamkeit verdammt, und kann ihm keine andere Nahrung gestattet werden, als eine Wassersuppe, von welcher alle Fettaugen abgeschöpft, aus der alle Brocken herausgesiebt sind. Eine rastlose Gesundheitspolizei wacht darüber, daß alles, was dem Leibe geboten wird, echt, gesund, schmackhaft und nahrhaft sei; schnurstraks entgegengesetzt aber ist die Wirksamkeit der Polizei für den Geist. Sie ist zwar auch eine Gesundheitspolizei und thut alles aus purer Liebe und Sorgfalt, will aber den armen Geist zwingen, nichts als faulen Moder zu fressen, damit er nicht durch den zufälligen Genuß irgend einer unreifen Frucht in ein gefährliches Fieber verfallen möge. Leibliche Verstümmelung und Tödtung ist allenthalben mit strengen Strafen bedroht; der unsterbliche Geist aber, das Ebenbild Gottes, wird von Staatswegen verstümmelt und todt geschlagen.

Unsere Studienanstalten sind Fabriken, wo das Räderwerk verfertigt wird, aus welchem die gekünstelte, nicht künstliche Maschine des Staates

beſteht. Es iſt recht, daß die Wiſſenſchaften der Geſellſchaft dienen, aber wenn die Philoſophie nur geduldet wird, um für jeden Unſinn einen vernünftig ſcheinenden Beweis zu drechſeln; wenn die Jurisprudenz nur gefüttert wird, um für die eine Seite alle Rechte, für die andere alle Pflichten heraus zu klügeln; wenn die Naturwiſſenſchaften nur befördert werden, um neue Beſteuerungsgegenſtände zu erzeugen; wenn die Theologie — ſoweit ſie wenigſtens faktiſch als Wiſſenſchaft gilt — nur ſo lange hochgehalten wird, als ſie den Völkern zuruft: „Duckt euch, ſchweigt dabei!“ —

Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Könige ſei*);

ſo iſt dies eine unwürdige, verächtliche, heil- und gottloſe Wirthſchaft!

Unſere gelehrte Bildung iſt eine gelehrte Stallfütterung, deren größter Vortheil darin beſteht, daß hübſch aller Miſt beiſammen bleibt; aus der wir

*) Nach Uhland.

dener geheimer Gesellschaften ist, zu ewiger Enthaltsamkeit verdammt, und kann ihm keine andere Nahrung gestattet werden, als eine Wassersuppe, von welcher alle Fettaugen abgeschöpft, aus der alle Brocken herausgefischt sind. Eine rastlose Gesundheitspolizei wacht darüber, daß alles, was dem Leibe geboten wird, echt, gesund, schmackund nahrhaft sei; schnurstraks entgegengesetzt aber ist die Wirksamkeit der Polizei für den Geist. Sie ist zwar auch eine Gesundheitspolizei und thut alles aus purer Liebe und Sorgfalt, will aber den armen Geist zwingen, nichts als faulen Moder zu fressen, damit er nicht durch den zufälligen Genuß irgend einer unreifen Frucht in ein gefährliches Fieber verfallen möge. Leibliche Verstümmelung und Tödtung ist allenthalben mit strengen Strafen bedroht; der unsterbliche Geist aber, das Ebenbild Gottes, wird von Staatswegen verstümmelt und todt geschlagen.

Unsere Studienanstalten sind Fabriken, wo das Räderwerk verfertigt wird, aus welchem die gekünstelte, nicht künstliche Maschine des Staates

beſteht. Es iſt recht, daß die Wiſſenſchaften der Geſellſchaft dienen, aber wenn die Philoſophie nur geduldet wird, um für jeden Unſinn einen vernünftig ſcheinenden Beweis zu drechſeln; wenn die Jurisprudenz nur gefüttert wird, um für die eine Seite alle Rechte, für die andere alle Pflichten heraus zu klügeln; wenn die Naturwiſſenſchaften nur befördert werden, um neue Beſteuerungsgegenſtände zu erzeugen; wenn die Theologie — ſoweit ſie wenigſtens faktiſch als Wiſſenſchaft gilt — nur ſo lange hochgehalten wird, als ſie den Völkern zuruft: „Duckt euch, ſchweigt dabei!“ —

Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Könige ſei*);

ſo iſt dies eine unwürdige, verächtliche, heil- und gottloſe Wirthſchaft!

Unſere gelehrte Bildung iſt eine gelehrte Stallfütterung, deren größter Vortheil darin beſteht, daß hübſch aller Miſt beiſammen bleibt; aus der wir

*) Nach Uhland.

Rohheiten und unbehülflich ins Leben kommen, um ins Joch gespannt zu werden oder uns schlachten zu lassen. Unser Wissen ist unfruchtbar und todt. Den betrübendsten Beweis dafür liefert die gänzliche Wirkungslosigkeit der sogenannten klassischen Studien, die einen so überwiegenden Theil unserer Schulbildung ausmachen. Von Jugend auf lernen wir die Heldengeister des Alterthums bewundern und preisen; aber ungeachtet dieser großen Muster menschlicher Würde und bürgerlicher Freiheit bleiben wir in spießbürgerlichster Engherzigkeit befangene, in allerunterthänigster Ehrfurcht ersterbende Knechte.

Einer der mangelhaftesten, leblosesten und tödtlichsten Studienpläne ist der österreichische. „Den Geist dämpfet nicht!“ schreibt der Apostel Paulus im ersten Briefe an die Thessalonicher 5. Kapitel, 19. Vers; die Männer aber, welche den österreichischen Schulplan entwarfen und ihn bis auf den heutigen Tag in immer verderblicherer Erschlaffung ausführen, scheinen der Ueberzeugung zu sein, daß man den Geist dämpfen

und wo möglich gänzlich auslöschen müsse. Es ist hier nicht der Ort, dieses mein Urtheil näher auszuführen und durch Thatsachen zu begründen; aber ich bin es im Stande und bereit dazu, denn ich habe selbst durch zwölf Jahre als Schüler und Lehrer unter diesen geistigen Stutzmessern geblutet. Zwölf Jahre des Lebens, zwölf Jahre der Jugend!! Wenn ich daran denke und die geistige Lähmung und Verstümmlung, die ich erlitten, lebhaft empfinde, so zittere ich bis ins Innerste des Herzens vor Schmerz und Erbitterung. Suche mich Niemand dadurch zu widerlegen, daß er auf die einzelnen Oesterreicher hinweist, die in Wissenschaften und Künsten Ehrenhaftes leisten; denn nicht mittelst, sondern ungeachtet dieser Studien leisten sie es, und würden in freieren Verhältnissen doppelt so Treffliches leisten. Weit aus die meisten Jünglinge kommen mit völlig gebrochener oder verschrobener Geisteskraft aus diesen Schulen, sehnen sich nach nichts als Ruhe, betteln sich in ein Amt, wie in eine Versorgungsanstalt und suchen ihre Leerheit und Schwäche vor sich selbst und andern hinter dünkelhafter An-

maßung zu verbergen. Die Regierung selbst erkannte längst diesen unseligen Uebelstand und schon seit vielen Jahren wird von einem neuen Studienplane gesprochen. Aber wer ist mit dem Entwurfe beauftragt? Dem Vernehmen nach Geistliche, und zwar Mönche! — Nun, wenn ich auch alle Bitterkeit hinunterschlucke, so muß ich doch sagen, daß diese Männer selbst bei dem besten Willen nicht im Stande sind, dem Uebel gründlich abzuhelfen. Sie, die selbst aus dem Leben ausgeschnitten sind, können die Schule nicht mit dem Leben in Einklang bringen. Leben aber, nichts als Leben brauchen unsere Schulen, denn wenn es wahr ist, daß das Leben die beste Schule sei, so wird diejenige Schule die beste sein, in welcher das meiste Leben ist. Im Leben aber ist Licht und Wahrheit; in diesen Schulen dagegen Finsterniß und Lüge.

Durch häusliche und öffentliche Erziehung also an Leib und Seele zugrundgerichtet, taugen wir freilich zu Nichts besserem, als dem gedanken-

und thatenlosen Maschinenleben, zu der ewigen Unkundigkeit, wozu wir verdammt sind. Wahrlich, nie ist Selbstmord aus Ekel am Leben mehr zu entschuldigen gewesen, als in unserer kühlen, schalen, südischen Zeit. Man erinnere mich nicht, daß es noch schlimmere Zeiten, Zeiten der Rohheit, Finsterniß und gänzlicher Volksknechtung gegeben. Die Kinder jener Zeiten waren bei all ihrem Elende glücklicher als wir, denn sie hatten, was uns gänzlich fehlt, — Naturkräftigkeit und begeisternde Ideen. Wir aber haben zugegebenermaßen keine (?) Rohheit, weil uns die Kraft dazu fehlt, wir haben just so viel Licht, um die Finsterniß sehen zu können, und so viel Freiheit, daß wir uns schämen müssen, keiner größeren gewürdigt zu werden. Neben all diesen glorreichen Culturzuständen aber haben wir nichts als ein kaltes, unheiliges, papiernes Geldleben und Eisenbahnen — sogar Staatseisenbahnen! — Diese kostspieligen Bahnen werden als die Zauberwege gepriesen, auf denen die Völkerschnurstraks in den Himmel der Glückseligkeit ein-

fahren werden; ich aber ſage, die Eiſenbahnen ſind auf lange, lange Zeit eine Feſſel des geiſtigen und politiſchen Fortſchrittes; ſie werden als Kanäle benutzt, um den drohend werdenden Strom des politiſchen Zeitgeiſtes zu theilen, abzuleiten und der materiellen Richtung dienſtbar zu machen; mit kurzen Worten: ſie ſind ein neues erwünſchtes Mittel, die Menge durch das mächtige Geldintereſſe an das Beſtehende zu feſſeln.

Die Gegenwart iſt zwar ſehr rührig, bewegt und geſpannt; aber es iſt die Rührigkeit einer Fabrik, die Bewegung einer Börſenhalle, die Spannung eines Spielhauſes. Jemehr alle höheren geiſtigen Beſtrebungen allenthalben auf Druck und Hemmung ſtoßen, deſto allgemeiner wenden ſich die Volkskräfte den materiellen Geſchäften, die zwar auch noch gedrückt genug ſind, aber aus begreiflichen Gründen täglich größere Begünſtigungen erhalten. Nichts aber zeigt deutlicher und betrübender die Windigkeit und Unlauterkeit unſerer Geſittung, als der Umſtand, daß faſt keine Unternehmung gedeiht, wenn ſie nicht

auf ein Glücksspiel gegründet ist. Die Hazardspiele scheinen im kleinen nur deshalb verboten zu sein, damit sich alle Kräfte desto ausschließlicher der großen Spielwuth hingeben können, welche jetzt fast alle civilisirten (!) Staaten in Spielhäuser und die Regierungen in Bankhalter verwandelt hat. Die weitere Ausführung dieses Gleichnisses wird sich der Leser selber machen.

Dieses niedrige Treiben kann nicht lange befriedigen, ja, es befriedigt schon jetzt nicht mehr. Das Bewußtsein, daß unserm Leben die höhere geistige Richtung und Weihe fehlt, ist — wenn auch dunkel, doch allgemein verbreitet. Vor der Hand sucht man die daraus entspringende Unbehaglichkeit, das Gefühl der Hohlheit, Leere, Langweile und Scham durch zwei Mittel zu verdrängen oder wenigstens zu verbergen: durch kindisch unersättliche Lustgenäschigkeit und durch jene äußerliche Ab- und Zurichtung, welche man feine Welt-Salonbildung zu nennen beliebt.

Diese Vergnügensucht, die sich durch maßlos

geckenhafte Modenarrheit, durch Lächerlichmachung alles wahrhaft Hohen, und Verherrlichung alles Niedrigen und Nichtigen, durch Vergötterung von Taschenspielern, Tänzerinnen, Virtuosen, Schrift- und Kunstgauklern aller Art, durch Unmäßigkeit und Geilheit in allen körperlichen Genüssen kund gibt, diese ansteckende, das Mark des Volkslebens zerfressende Lustseuche herrscht überall, am allgemeinsten und überwiegendsten aber in Wien.

Wiens Bevölkerung erscheint dem ernsten Beobachter wie in immerwährender Berauschung schwelgend. Essen, Trinken und Spaß sind die drei Cardinal-Tugenden und Seligkeiten der Wiener. Bei ihnen ist's immer Sonntag, immer Fasching; allerorten tönt Musik; die unzähligen Gasthäuser sind Tag und Nacht voll von Zechern; überall wimmelt es von müßigen Zierbengeln und Modepuppen; überall im Leben, in der Kunst und Literatur herrscht die kitzelnde und witzelnde Spaßmacherei vor; die wichtigsten Weltereignisse geschehen für die Wiener nur, daß sie einen Witz darüber machen können.

Es gibt Leute, die sich den Bauch streichen und dieses Taumelleben für eine Folge und einen Beweis von außerordentlicher Glückseligkeit und Zufriedenheit halten, aber sie befinden sich in einem kläglichen Irrthum. Dieses Schlaraffenleben ist die Folge einer, wenn auch noch unklaren Unbehaglichkeit und muß in natürlicher nothwendiger Entwicklung über kurz oder lang offene Unzufriedenheit erzeugen. Man wirft sich in dieses bodenlose Meer der Lust, um die ermüdende, anekelnde Einförmigkeit des Lebens zu unterbrechen, um das beschämende Gefühl geistiger und politischer Nichtigkeit zu vergessen, um die Sehnsucht nach edlerer unmöglicher Lebensentwicklung zu übertäuben; kurz, man berauscht sich, wie es so viele einzelne thun, um in einen Zustand seliger Vergessenheit oder vorübergehender Lebenssteigerung zu gerathen. Diese unersättliche Genußsucht aber muß nothwendig Verarmung, Verschuldung, Entsittlichung und Lebensüberdruß erzeugen, und was die endliche Folge solcher Volkszustände ist, zeigt die Geschichte in mehreren traurigen Beispielen. Goethe's Fürstenregel:

Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein lustiges Leben errichten,

ist nicht stichhaltig, denn die lustigen Menschen denken und dichten in einem fort, wie sie immer noch lustiger sein könnten, bis endlich die Befriedigung ihrer Lustgier unmöglich wird. Nun äußert sich ihre Unzufriedenheit um so ungestümer und gefährlicher, je mehr sie verhätschelt sind, und die Geschichte zeigt es, daß dann den Regierungen eben das, wofür man ihnen früher allerunterthänigst dankte, zum bittersten Vorwurf gemacht wird. So viel ist gewiß, mag man auch das Aeußerste thun, ewig wird dieser Dusel doch nicht dauern, und sobald er endet, wird ein Katzenjammer beginnen, der um so gräulicher sein wird, je dauernder und toller der Rausch gewesen.

Gequält von dem Gefühle der Ohnmacht und Nichtigkeit, kriecht man nun in die Uniform der Weltbildung und tanzt nach der Pfeife des guten Tons, um für den Schein einer Geltung den letzten Rest der wirklichen hinzuopfern. A. W. Schlegel's Ausspruch: „Conventionelle Würde ist am unentbehrlichsten, wo es an persönlicher fehlt", ist

ein treffendes Verdammungsurtheil über unſere Zeit. Wahrlich, nur bei ſo tiefer Verweichlichung und Entnervung, bei ſo gänzlicher Meiſterloſigkeit iſt es möglich, daß die hohlen Formen einer erborgten und erbettelten Afterbildung höher geſchätzt werden, als der Kern ureigener Charakterhaftigkeit, daß dieſes tändelnde und tänzelnde Scheinleben der ſogenannten Geſellſchaft in immer weitern und tiefern Kreiſen die kräftig eigenthümliche Entwicklung des Volkslebens hemmt und verdrängt, daß wir auf dem beſten Wege ſind, in Modezwang und Anſtandsfirlefanz würdige Nebenbuhler der Chineſen zu werden.

Es iſt ſchon ausgeſprochen worden, daß die Mode die gefährlichſte Trägerin und Verbreiterin der gefürchteten Gleichmachungstheorie ſei; und es iſt wahr, die Mode macht alle gleich, aber nicht in Tüchtigkeit, Würde und Freiheit, ſondern in Schwäche, Narrheit und Knechtſchaft. Je mehr wir uns ihrem Zwange hingeben, deſto mehr helfen wir den nur zu deutlich geoffenbarten Wunſch der Regierungen erfüllen, die bequeme

militäriſche Form ſo viel als möglich auf alle Kreiſe des Lebens anzuwenden. In unſerm Modeleben liegt in der That viel militäriſches; freilich nicht das mannhaft Geſunde, ſondern nur das Spielende, Knechtiſche, bis ins kleinſte einzelne Vorſchriftsmäßige, Maſchinenhafte deſſelben. Gepanzert mit der Harlekinsjacke der Geckenhaftigkeit, geladen mit dem Gemengſel des Converſationslexikons, bewaffnet mit den Pfeilen kecker Spottwitzelei und gedeckt durch den Schild ſtandhafter Schamloſigkeit verüben dieſe modernen Schwertbrüder und Schildjungfrauen auf den Exercierplätzen des Salonlebens ihre Heldenthaten; Generaliſſimus iſt die Mode, Loſung der gute Ton, Marketenderin der Geſchmack, Trommler und Pfeifer ſind die Journale, Fuchtelmeiſter und Scharfrichter ſind die Zeugen.

In den großen Städten, dieſen Hochſchulen der Narrheit, blüht natürlich die Blume der Mode am üppigſten, und hier hat ſie als wahre Sumpfblume den wohlthätigen Beruf, den faulen Moraſt des Stadtlebens täuſchend zu verkleiden. Sterne

ſagt: „In großen Städten verwiſchen ſich die Charaktere der Menſchen, wie das Gepräge der Münzen; durch die große Circulation reiben ſich beide ab.“ Man muß noch dazu ſetzen, daß auch beide immer ſchmutziger werden Wahrlich, wer mit allſehendem Auge in alle Laſterabgründe der Großſtädte blicken könnte, dem würde daneben das Gute und Schöne derſelben verſchwinden, der wird unſere Altvordern preiſen, daß ſie die Städte haßten und zertraten und jubelten, wenn über den Trümmern derſelben wieder der freie Hochwald rauſchte.

Man iſt gewohnt, es von Jahr zu Jahr als einen beſondern Segen Gottes zu preiſen, daß die ſtädtiſche Bevölkerung allenthalben bedeutend zugenommen; man bedenkt aber nicht, daß im ſelben Maße Elend und Verdorbenheit geſtiegen. Ich kann mich nicht enthalten, hier wieder eines Unheils zu erwähnen, welches die glorreichen Eiſenbahnen anrichten werden. Da durch ſie immer größere Landbezirke recht eigentlich als Vorſtädte zu den Hauptplätzen gezogen werden,

ſo iſt die fürchterliche Hoffnung vorhanden, daß ſich ſtädtiſche Unnatur und Einförmigkeit immer weiter ins Landleben verbreiten, daß — was freilich viele Weltbürger wünſchen — ſich die Völker endlich nicht anders unterſcheiden werden, als die Regimenter der Soldaten.

Ich unterlaſſe es, alle Thorheiten unſerer Modebildung aufzuzählen und etwa mit der heiligen Pflicht zu beginnen, mit Meſſer und Gabel zugleich zu eſſen und eine Speiſe ja ums Himmels willen nicht bis zum letzten Biſſen zu verzehren; dann gebührend hervorzuheben, wie ſelbſt der edelſte und weiſeſte Mann jeder „guten Geſellſchaft“ ein Schreckbild und Gräuel ſein müſſe, wenn er um eine halbe Elle Tuch zu viel am Leibe und die Finger nicht in ein Thierfell gehüllt hat; endlich als Schlußpunkt unſeres Unſinns die leidige Fremddümmelei zu nennen; ich unterlaſſe das, denn inſoweit unſere Verbildung nur, oder wenigſtens noch lächerlich iſt, will ich nicht weiter von ihr reden; ihre froſtige Fiſchblütigkeit aber, ihre unheilige, Scherz und Ernſt

durchaus nicht mehr unterſcheidende Leichtfertigkeit, ihre falſche Empfindelei, ihre gleißneriſche Sanft- und Demuth und meuchelmörderiſche Rachſucht, ihre ſchamloſe, mit dem Laſter Komödie ſpielende Lüderlichkeit, ihre hündiſche Speichelleckerei nach oben und Biſſigkeit nach unten, ihre faule und feige Parteiloſigkeit und höhniſche Schwebe zwiſchen dem Guten und Schlechten muß laut und allgemein und tauſendfach verdammt und verflucht werden. Dieſer Fluch trifft und treffe alle, die das Verderben nähren und verbreiten, es beſchönigen und nützen, alle, die es ſchweigend um ſich greifen laſſen, alle, die es nicht mit allen Kräften ihres Lebens bekämpfen. Er trifft daher zunächſt und vorzüglich die Literatur, ſie, die berufen iſt zu belehren, zu veredeln, zu heiligen, zu richten und zu rächen! er treffe und vernichte vor allem den ſündhafteſten Theil der Literatur, die große Mehrzahl der Zeitungen und mit beſonderer Auszeichnung alle Wiener Blätter.

In Wien gibt es nur zweierlei Zeitſchriften: ſchlechte und feige. Die nähere Claſſifizirung unter

dieſe Hauptrubriken überlaſſe ich den betroffenen Redaktionen.

Seine Excellenz der Präſident der k. k. Polizei- und Cenſur-Hofſtelle, Graf Sedlnitzki, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Zeitſchriften wegen ihrer ſchnellen und weiten Verbreitung und als Offenbarung der Culturſtufe eines Staates von höchſter Wichtigkeit ſind, nimmt ſich die für einen Polizeiminiſter eines ſo großen Staates gewiß beiſpielloſe Mühe, täglich die Cenſur der ſämmtlichen Artikel und Artikelchen aller Wiener Blätter ſelbſt zu beſorgen! Dabei verfährt Seine Excellenz nicht wie die unteren Cenſoren, die einen Artikel, der ihnen in irgend einem Pünktchen nicht geheuer vorkommt, ohne weiters ganz ſtreichen, nein, Seine Excellenz läßt ſich's nicht verdrießen, Aenderungen und Zuſätze zu machen, wodurch ſchon manches Gedicht um eine Strophe bereichert, mancher Novelle eine überraſchend neue Entwicklung verliehen worden iſt. Aber ungeachtet dieſer hohen Sorgfalt und Theilnahme iſt doch die größere Hälfte der Wiener

Zeitblätter schlecht, seicht, bestechlich, diebisch lug- und trugvoll; die kleinere philisterhaft engherzig und tödtlich langweilig.

Aber wie kommt es, daß diese Zeitungen doch bestehen? wird man fragen. — Es ist allerdings ein schlimmes Zeichen, daß sie bestehen, daß gerade die schlechtesten am besten bestehen. Es macht dies den Oesterreichern und besonders den Wienern in der That keine Ehre; allein es wäre doch irrig, wenn man aus der Beschaffenheit dieser Blätter einen durchaus strengen Schluß auf ihre Leser ziehen würde. Ich will nicht von der Schwierigkeit, fremde Zeitungen zu halten, reden, ich will sogar die niedrige Hausir- ja Bettelmethode der ersten Wiener Redaktoren nicht besonders hervorheben; ich will nur an die Macht der Gewohnheit erinnern, die in dem lieben Wien eine Allmacht ist. Man schimpft allgemein über diese Blätter, kann aber doch nicht schlafen gehen, ohne sie wenigstens in der Hand gehabt zu haben. Und es gibt ja noch andere Personen und Sachen, die man gebraucht, bezahlt und doch

verachtet. Daß aber gerade die verbreitetsten Wiener Blätter verachtet oder wenigstens gering geachtet werden, beweisen treffende „Bonmots“, dieſe merkwürdigen Spuckteufelchen der Wiener Volksmeinung. Als die Theaterzeitung, dieſes unerſchöpfliche Klatſchereienfüllhorn, an allen Wochentagen mit Ausnahme des Freitags erſchien, hieß es, dies geſchehe, weil man am Faſttag ohnedies überall einen Schmarn hat. Als der „Humoriſt“ den Erwartungen ſo ſchlecht entſprochen, frug man ſich: „Was ſteht im Humoriſten?“ — und antwortete durch Einlegung der Buchſtaben: „Miſt!“ — Als die unverſchämte Ankündigung des „Adlers“ erſchien, riefen die Wiener: „Jetzt haben wir wiederum ein Vieh mehr!“ — Als die neuen Sonntagsblätter hochtrabend begannen, ſagten die Wiener: „Seht da einen neuen Sonntagsreiter!“ — Auch von der altväteriſchen politiſchen Wienerzeitung ſpottet man, ſie verbreite ungemein viel Intelligenz, weil das Intelligenzblatt das weſentlichſte und gehaltreichſte an ihr iſt. Ja ſogar den zwergigen, auf Stelzen gehenden, ſcheinheiligen Zuſchauer

vergißt man nicht, und ſagt von ihm, er habe früher (als „Feierſtunden“) gefeiert und ſchaue jetzt zu. —

Wenn die Regierungen ſolche zahme und lahme Zeitſchwingen begünſtigen, kräftige und kühne dagegen beſchränken und unterdrücken, ſo befinden ſie ſich in einem kläglichen Irrthum. Die radikalſte feindſeligſte Zeitſtimme ſchadet ihnen weniger, als ſolche geſinnungsloſe ſchweifwedelnde Schwätzer. Für den Augenblick freilich ſind ſolche Organe der Oeffentlichkeit bequem, aber der Same des Unheils, den ſie ausſtreuen, wird in der Zukunft aufgehen. Ihr kitzelndes, lullendes Gefaſel erzeugt geiſtige Erſchlaffung; ihr ſchamloſes öffentliches Beiſpiel verbreitet den Geiſt der Lüge, Beſtechlichkeit und niedrigen Selbſtſucht; ſie verwirren alle Begriffe von Würdigkeit, Recht und Verdienſt durch die Niederträchtigkeit, mit der ſie heute in den Koth ſtürzen, was ſie geſtern vergötterten; ſie erzeugen durch die Keckheit, mit der ſie das Höchſte wie das Niedrigſte mit ihrem Witze beſudeln, jene freche Leichtfertigkeit, die nichts Großes

und Heiliges mehr glaubt und anerkennt; kurz sie machen unmerklich, aber um so sicherer und tiefer, ein Volk gesinnungs- und charakterlos, stumpf für edle Begeisterung, unfähig zu selbstständigem Urtheil, und ein solches Volk ist in kritischen Zeitläuften ein willenloses Werkzeug eines jeden, der es zu blenden versteht. —

Der Zustand unserer Bildung und Gesittung ist ein elender. Wer kann uns heraus helfen? Die Regierungen können es nicht; sie stecken ja selbst mit uns im Schlamme, wenn auch mit größerer Selbstverschuldung als wir. Sie können uns nicht helfen, selbst wenn sie es wollten; mögen sie uns wenigstens nicht hindern, wenn wir uns selbst und sie mit uns zu einem neuen Leben erheben wollen. Wir allein können es.

»Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche!«

singt uns Goethe begeistert und begeisternd zu; was könnte dann einem Volke unmöglich sein, wenn es ernstlich und dauernd will?

In tausend und aber tausend Herzen glüht die Sehnsucht nach einem natürlichern edleren Leben; möge sie bald den thatkräftigen Entschluß erzeugen!

Gott könnte es beschleunigen, wenn er uns durch ein großes allgemeines Unglück aus dem sündigen Lusttaumel aufrüttelte und mit Ernst, Kraft und gottähnlichem Bewußtsein erfüllete!

wäre, in vielen Stücken ein Affe der Franzosen zu sein!

Es ist überhaupt seit lange die große Todsünde der Deutschen, daß sie ihre Feinde lieben. Jahrhunderte lang hatte uns Frankreich himmelschreiend mißhandelt, und als endlich, endlich der Tag der Rache kam, was thaten wir? Wir steckten das Racheschwert ein und reichten dem gleißenden Feinde die Hand zur Versöhnung, gleichsam als wollten wir Napoleons frechen Ausspruch: „Die Deutschen haben etwas Dummes an sich" — durch die That beweisen. Anstatt dieses verrätherische Herz Frankreichs, welches gegen Deutschland nie aufrichtig war und nie aufrichtig sein wird, zu zerreißen und in den Boden zu stampfen, trösteten wir es über sein Unglück und ließen ihm, damit es sich ja nicht zu sehr kränken möchte, selbst das, was es uns gestohlen. Und kaum begann 1840 der Federnkampf feurig und derb zu werden, so verdrehten die Philister die Augen und krächzten: „Hört schon auf; thut den lieben Franzosen nicht zu stark weh; predigt nicht Völ-

Feinde wenigstens vorübergehend in Ehrfurcht verwandelt hat; kurz obwohl der unblutige Geisteskampf des Jahres 1840 Deutschland gegen Frankreich höher gehoben hat, als all die blutigen Siege des Freiheitskampfes: so ist es doch noch immer eine schmerzliche, eine schimpfliche Wahrheit, daß wir alle, ohne Ausnahme alle, noch immer stark französeln.

Wir haben die Ketten gebrochen, prunken aber noch gern mit dem Flitter, der uns die Ketten verborgen hatte; wir haben den Franzosen den Dienst aufgekündigt, tragen aber noch immer ihre Livree; wir hohnlachen und schaudern über die französische Beschränktheit und Schlechtigkeit, schnappen aber wie genäschige Kinder nach den verzuckerten Brocken dieser Beschränktheit und Schlechtigkeit; kurz, wir möchten die Franzosen gern durch und durch hassen und verabscheuen, wenn wir sie nur nicht so liebenswürdig fänden, wenn wir uns nicht so sehr an ihren geistreichen Umgang gewöhnt hätten, wenn es nicht zur feinen Bildung eines Deutschen unumgänglich nothwendig

wäre, in vielen Stücken ein Affe der Franzosen zu sein!

Es ist überhaupt seit lange die große Todsünde der Deutschen, daß sie ihre Feinde lieben. Jahrhunderte lang hatte uns Frankreich himmelschreiend mißhandelt, und als endlich, endlich der Tag der Rache kam, was thaten wir? Wir steckten das Racheschwert ein und reichten dem gleißenden Feinde die Hand zur Versöhnung, gleichsam als wollten wir Napoleons frechen Ausspruch: „Die Deutschen haben etwas Dummes an sich" — durch die That beweisen. Anstatt dieses verrätherische Herz Frankreichs, welches gegen Deutschland nie aufrichtig war und nie aufrichtig sein wird, zu zerreißen und in den Boden zu stampfen, trösteten wir es über sein Unglück und ließen ihm, damit es sich ja nicht zu sehr kränken möchte, selbst das, was es uns gestohlen. Und kaum begann 1840 der Federnkampf feurig und derb zu werden, so verdrehten die Philister die Augen und krächzten: „Hört schon auf; thut den lieben Franzosen nicht zu stark weh; predigt nicht Völ-

kerhaß, das ist ja unchristlich!“ Und andere stöhnten: Beleidigt doch den französischen Geburtshelfer der Freiheit nicht, sonst steht er uns nicht bei in unseren Wehen!“ — Und noch andere klapperten: „Um Gottes willen, reizt doch den gallischen Hahn nicht, sonst beißt er, und um unsere Aktien ist's geschehen!“ Ja es verirrte sich selbst ein edler deutscher Sänger so weit, daß er den Deutschen den Schimpf ins Angesicht sang: Im Singen und Sagen seid ihr Helden, aber wenn die Franzosen kommen, lauft ihr davon. — Solche Reizung ist Selbstschändung, solche Gutmüthigkeit ist Schwäche, solche Großmuth ist Dummheit oder Verrath. Aber es offenbart sich auch hierin eben nur die Krankheit, an welcher unsere Nationalität seit Jahrhunderten hinsiecht — das Französeln.

Bei einem Theile, welcher, Gott sei Dank, täglich kleiner wird, sitzt die Krankheit mitten im innersten Mark des Lebens, in der Gesinnung. Das sind Französler, welche in blinder Vergaffung die französische Gaukelei als Freiheit preisen und sich nicht schämen würden, etwas dergleichen von

den Franzosen als Almosen anzunehmen und dafür ihre Volksseele dem Teufel des französischen Despotismus zu verschreiben.

Bei dem größten Theil der Deutschen äußert sich das Französseln weniger als innere Vergiftung, denn als oberflächlicher Aussatz, der aber leider so bösartig ist, daß er ungeachtet unzähliger Blutbäder noch immer nicht verschwinden will. Dies sind Französler, welche sich im Wesentlichen hoch über den Franzosen fühlen, aber im Kindischen und Läppischen zu ihnen in die Schule gehen; welche die Zerfahrenheit und Verzerrtheit der französischen Gesittung von Herzen verabscheuen, sie aber nichtsdestoweniger in gedankenloser Angewöhnung gewissenhaft nachäffen. Dieses Französseln ist eigentlich nur eine vorherrschende Art der allgemeinern deutschen Volkskrankheit — Fremdwuth. Fremdthümlinge, ja Fremddümmlinge sind wir alle und zunächst vorherrschend Französler.

Daß wir in Kleidung und Hausrath, in Speise und Trank, in Spiel und Tanz, in allen

Formen und Unformen der Geselligkeit Franzosenaffen sind, ist sehr traurig, aber es ist noch nicht das Traurigste. Ein stolzes Volk von lebhaftem Selbstbewußtsein würde freilich auch hierin seine Eigenthümlichkeit bewahrt und selbstständig fortgebildet haben, und die Deutschen waren lange Zeit solch ein stolzes Volk, bei dem der Grundsatz galt: „Landessitte, Landesehre"; aber unser Französeln in diesen Aeußerlichkeiten ist doch nur eine — wenn auch schädliche — Thorheit, kein Laster. Der Französische Geist hat sich nun einmal vorzugsweise die Tändeleien der Mode, die Mummereien dessen, was man den guten Ton nennt, zum Gegenstand seines Strebens erkoren. Während die Deutschen alle Höhen und Tiefen der Wissenschaften durchdrangen und auf den Schwingen ihrer begeisterten Ahnung selbst den Schleier des verhängnißvollen Jenseits zu lüften wagten, haben die Franzosen ihren Weltberuf vorzugsweise dadurch erfüllt, daß sie der Menschheit Fräcke, Schnürbrüste, Schminke, Perrücken, Spielkarten, Prunktänze, Speisegemengsel und Lebensschnörkeleien zum Geschenke brachten. Wenn

wir alſo die Franzoſen als Schneider, Haarkräusler, Köche, Gaukler u. dgl. in Dienſt nehmen, ſo liegt hierin unſererſeits wenigſtens keine Wegwerfung, wiewohl immer eine, wenn auch nur äußerliche Vergiftung. So wie Kleider überhaupt Leute machen, ſo machen die franzöſiſchen Kleider Gecken und Zierpuppen. Mit einer Nationaltracht hätten wir auch ein lebendigeres Nationalgefühl erhalten, wiewohl es leider auch wahr iſt, daß wir eine Nationaltracht hätten, wenn unſer Nationalgefühl lebendiger geweſen wäre. In dem guten Ton, den wir uns von den Franzoſen angeben laſſen, geht leider nur zu oft der Grundton deutſcher Naturkräftigkeit unter, und viele tauſend deutſche Jugendherzen ſind in der Zwangsjacke franzöſiſcher Modewuth erlahmt und verſchrumpft, viele tauſend hoffnungsreiche Köpfe unter der Scheere und dem Brenneiſen des Haarkräuslers zu lebendigen Haubenſtöcken geworden. Dies alles iſt traurig genug, aber zur Todſünde, zum geiſtigen Selbſtmord wird unſer Franzöſeln erſt, inſofern es ſich auf die franzöſiſche Sprache bezieht.

„Soll ich die verdammten wälschen Töne wieder hören?“ schreibt der kräftige Steffens. „Ein echter Deutscher scheint mir verwandelt, wenn die Sprache der Treulosigkeit von seinen biedern Lippen tönt.“

Ich bin mit diesem Kernspruche völlig einverstanden, bis auf das: „über die Lippen tönen.“ Die französische Sprache ist die Sprache des guten Tons, welcher den geraden kräftigen Ausdruck nicht liebt, deshalb macht sie gern einen galanten Umweg und schnäufelt durch die Nase.

Die Sprache ist das heiligste Gut eines Volkes, das kräftigste Mittel zur Erhaltung nationaler Selbstständigkeit, die reinste Offenbarung des Volksgeistes, ein lebendiges Denkmal seiner Thaten. Ein Volk, welches seine Sprache mißachtet, schändet sich; ein Volk, welches die Sprache eines andern annimmt, legt sich das Joch der Geisteigenschaft auf den Nacken. Ein wahres Nationalbewußtsein ist wesentlich, ja einzig durch eine Nationalsprache bedingt; ein Volk, welches seine Sprache verliert, wird zum charakterlosen Menschenhaufen. Selbst eine unvollkommene rohe

Sprache freiwillig einer fremden beſſern aufzuopfern, iſt Hochverrath an der eigenen Würde; noch ſchimpflicher iſt es, die eigene, edlere, reinere und kräftigere Sprache einer fremden nachzuſetzen; himmelſchreiend aber iſt das Verbrechen, wenn die fremde Sprache, die Sprache des Feindes iſt!

Otfried, ein Benediktinermönch zu Weißenbach im Elſaß, der zwiſchen 863 und 872 ein, aus 15,000 Verſen beſtehendes deutſches Gedicht unter dem Titel Kriſt geſchrieben, klagt und ſpottet ſchon über die Sonderbarkeit der Deutſchen, daß ſie ſich abmühen, fremde Sprachen richtig und rein zu ſprechen, in ihrer Mutterſprache aber plump und nachläſſig auftreten. — Tauſend Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und die Klage des wackern Otfried iſt noch immer gegründet!

Sebaſtian Frank, der zwiſchen 1540 und 1550 geſtorben, ſagt in ſeiner vortrefflichen Germania: „Wer aber ferners der Teutſchen achtet, der findet einen ſolchen Fürwitz und Mangel an ihnen, daß ſie aller Dinge eher Acht haben, ſuchen, nachfragen und verwundern, denn ihres

eignen Dings.“ — Ferner: „Sie rühmen und bewundern aus einer sonderlichen, fast thörichten Demuth anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutschen in summa nichts, was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden; sogar daß etliche mit Kunst aus gelbem oder weißem Haar, darum daß es Teutsch ist, schwarzes Französisches, Welsches oder Spanisches lassen machen — und in summa, wie die Affen aller Länder verderbte Sitten und Kleider sich anmaßen und in Teutschland bringen, also daß Germania itzt voll Teutscher Franzosen ist.“

Georg Rollenhagen (1542—1609) sagt in der Widmung seines Gedichtes: „Der Froschmäusler“:

„Der Griech' und auch der römisch Mann
Schaut, daß er künstlich reden kann
Sein angeborne Mutterſprach,
Und hält das für eine große Sach:
Der Deutsche aber läßt vor allen,
Was fremd ist, sich besser gefallen.
Lernt fremde Sprachen reden, schreiben,
Sein Mutterſprach muß veracht' bleiben.“

Michael Moſcheroſch (1600—1669), der unter dem Namen Philander von Sittewald „Wunderliche und wahrhafte Geſichte d. i. Straſſchriften herausgab, läßt im erſten Geſicht des zweiten Bändes unter dem Titel: „A la mode Kehrauß“ den Arioviſt alſo ſprechen: „Es wird eine Zeit kommen, weil alle Ding vergänglich ſind, wann das Teutſche Reich ſoll zu grunde gehen: ſo werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden, und werden ihre Hertzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten und der Welſchen gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen, und alsdann wird das Reich, das mächtigſt Reich zu grunde gehen und unter deren Hände kommen, mit welcher Sprach ſie ſich gekützelt haben. — — —

„Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge, welches unvernünftige Thier iſt doch, das dem andern zu gefallen, ſeine Sprach oder Stimm nur änderte? Haſt du je eine Katz dem Hund zu gefallen bellen, ein Hund der Katz zu lieb mauchzen hören? Nun ſind wahrhaftig in ſeiner Natur ein

Teutſches feſtes Gemüth und ein ſchlüpferiger welſcher Sinn anderſt nicht als Hund und Katzen gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr unverſtändiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel plärren und eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprach, die euch angeboren, ſogar nicht in obacht nehmen in eurem Vaterland? Pfui dich der ſchand!

Ihr böſe Teutſchen!
Man ſollt euch peitſchen,
Daß ihr der Mutterſprach
So wenig acht.
Ihr thut alles miſchen
Mit faulen Fiſchen
Und macht ein Miſchgemäſch,
Eine wüſte Wäſch
In eurem Vaterland
Pfui dich der Schand!"

Du guter ehrlicher Michael Moſcherosch, ja, die böſen Teutſchen ſind gepeitſcht worden; deine Prophezeihung wurde erfüllt, das deutſche Reich, das mächtigſte Reich der Erde, iſt zu Grunde

gegangen und „unter deren Hände gekommen, mit welcher Sprach sie sich gekützelt haben.“

In der äußersten Noth und Schande haben sich die Deutschen wohl ermannt und den Feind aus dem Lande geschleudert; aber viele der herrlichsten Perlen aus der deutschen Kaiserkrone sind verloren geblieben und der deutsche Weltthron, vor dem einst alle Mächte der Erde gezittert, wurde nicht wieder aufgerichtet. — Die Deutschen aber kitzeln sich, nach wie vor, mit der Sprache ihres Feindes!

Im Jahre 1759 las der Franzose Premontval in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Abhandlung gegen die Gallicomanie und den falsch-französischen Geschmack, worin folgende Stellen vorkommen:

„Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß der Franzose meistens nur lächerlich sei, indeß der Fremde, der ihn in seinem Lächerlichen nachahmt, aufs äußerste widrig und abgeschmackt werde.“ —

„Unter allen europäischen Nationen ists ohne

Widerrede die deutſche Nation, die ſich am meiſten beſtrebt, unſern Geſchmack nachzuahmen; bei ihr hat ſich unſere Sprache am allgemeinſten verbreitet.“ — (Der Franzos führt nun mehrere Urſachen dieſer Erſcheinung an und darunter als eine der wichtigſten das Franzöſeln der deutſchen Höfe und Höfchen.

„Der erſte Mißbrauch, der aus dieſem verbreiteten franzöſiſchen Geſchmack entſpringt, iſt daß man ſeine eigene Sprache vernachläſſigt (woran man gewiß unrecht hat; ich kann es nicht genug wiederholen!); ein ſchreiender Mißbrauch. Mit einem Wort, es geht ſo weit, daß eine ungeheure Menge von Perſonen ſich piquirt, nur franzöſiſch zu leſen, und daß ſie es endlich ſo weit bringen, ihre eigenen Schriftſteller nicht mehr verſtehen zu können. Ich habe, ja ich habe Deutſche gekannt, Leute von Geiſt und Verdienſt, die das beſte, das wir in unſrer Sprache proſaiſch und poetiſch haben, mit Nutzen laſen, und geſtanden, daß ſie die Dichter ihrer eigenen Sprache durchaus nicht verſtünden, ſogar behaupteten, daß die

Schuld hiebei an den Dichtern, nicht an ihnen selbst liege. — Diese völlige Unbekanntschaft mit den Dichtern ihrer eigenen Nation ist in Deutschland der Fall bei so vielen Personen, daß es ein wahres Wunder ist, daß man in diesem Lande dennoch die Musen cultiviret. Sehr wenige Deutsche also wissen ihre Sprache (außer einem gewissen Geschwätz des täglichen gemeinen Lebens), denn man weiß eine Sprache nicht, deren Dichter man nicht versteht. Und da der ausschweifende Geschmack an der französischen Literatur daran schuld ist, so wundert mich der Verdruß und Unwille nicht, mit dem ihm mehrere Gelehrte Deutschlands begegnen."

„Ein anderer nicht weniger empfindlicher Mißbrauch, der die Deutschen von Einsicht aufbringt, ist die tolle Wuth, jeden Augenblick französische Worte und Redarten im Deutschen anzubringen, eine Raserei, die auch die besitzt, die selbst kein Französisch wissen. Unsere Sprache, wer sollte es glauben? die Sprache eines Volks, das der Pedanterei so feind ist, ist bei der deutschen Nation

zur aufdringlichsten unausstehlichsten Pedanterei worden.“ —

„Um eine fremde Sprache schlecht zu verstehen, sie noch schlechter zu sprechen und in ihr nichts als Thorheiten zu lesen — schöner Gewinn dafür, daß man in seinem Lande ein doppelter Barbar wird! Lohnte dies der Mühe, sich mit unserer Literatur zu überstopfen, gesetzt diese hätte auch tausendmal mehr Verdienst, als man ihr zugesteht, um solchen Preis?“

„Der Deutsche wird Delicatesse zeigen, wie der Franzose, Tiefsinn und Erhabenheit, wie der Engländer, wenn er auf dem rechten Wege sein wird; er ist aber noch nicht darauf. Und die Ursache davon liegt, wie ich glaube, in seiner Leidenschaft nicht für die französische allein, sondern für jede Sprache, sobald sie nur nicht die seinige ist. Nur in dieser falschen und schiefen Richtung liegt es. Seine Sprache ist jedes Ausdrucks fähig; warum bauet er sie nicht an, wie er sollte? Meinethalb lerne er auch französisch; nur auf eine Art, die ihm

Ehre bringe und nicht gar lächerlich macht. Die deutsche Nation ist im Grund eine Nation von festem und edlen Sinn; um diesen lobenswürdigen Eigenschaften treu zu bleiben, lasse der Deutsche fortan und immer jene nichtswürdige, falschschimmernde französische Schöngeisterei!" —

Also durfte ein Franzose in einer deutschen Akademie der deutschen Nation den Text lesen, und die große Mehrzahl seiner Zuhörer mußte erröthend an die Brust schlagen und mea culpa seufzen! Und dieser blutig geißelnde Tadel des Franzosen ist heutzutage noch immer buchstäblich treffend und um so treffender, als seit jener Zeit die französische Literatur so tief gesunken, die deutsche dagegen so hoch gestiegen ist.

Wahrlich, die Geschichte bietet kein zweites Beispiel*) einer solchen Selbstschändung eines

*) Die Polen dürften neben oder gar vor den Deutschen die ärgsten Französler sein, und wie viel dies zu ihrem Unglück beigetragen, ist bekannt genug. Aber wenn Polen, wenn Russen, wenn überhaupt Völker, die sich noch nicht zu eigenthümlicher Bildung erhoben, die einheimische

großen Volkes; ja kaum im Leben einzelner Menſchen wird ſich eine ähnliche Wegwerfung finden. Wer wird einen Feind, der ihn gehöhnt, begeifert, betrogen, beſtohlen, beraubt, bis auf den Tod verwundet hat, wer wird ſich dieſen Feind zum Lehrer und Lebensmuſter wählen? Das große deutſche Volk hat dies mit den Franzoſen gethan! Die ganze Geſchichte Frankreichs iſt eine ununterbrochene Reihe der boshafteſten Feindſeligkeit gegen Deutſchland; ſo verſchieden die franzöſiſchen Machthaber ſonſt waren, in dem Einen ſtimmten ſie alle überein, Deutſchland auf jede mögliche Weiſe zugrundzurichten. Und während ſie uns knechteten, züchtigten, mit Füßen traten, mit ihrem Auswurf beſudelten, haben wir in wahnwitziger Bewunderung zu ihnen aufgeblickt, haben ihnen die Hände geküßt, ihren Ruhm

---

Barbarei durch den fremden erborgten Flitter zu verhüllen ſtreben, ſo mag dies begreiflich und verzeihlich ſein: wenn aber das edelſte Volk der Erde die heimiſche Bildung durch Nachäffung fremder Verbildung verunſtaltet, ſo fehlt wahrlich für dieſes Verbrechen der Ausdruck genügender Verdammung.

verkündigt und uns im Schweiße unſers Angeſichts bemüht, ihnen ähnlich zu werden. Anſtatt daß die leiſeſte Mahnung an Frankreich in der Bruſt jedes Deutſchen Grimm und Rachedurſt hätte erregen ſollen, haben wir mit liebäugelnder Sehnſucht nach Frankreich hinübergeſtarrt und mit all unſerm Denken und Trachten mehr in Frankreich gelebt als im Vaterlande.

Kein Charaktermenſch nimmt von einem Feinde Wohlthaten an, die Deutſchen wären daher nicht einmal zu tadeln geweſen, wenn ſie in gerechtem Stolze und Mißtrauen ſelbſt das franzöſiſche Gute verſchmäht hätten; wir verſchlangen und verſchlingen aber alles erreichbare franzöſiſche in Bauſch und Bogen, und nicht unſer Wille, nur die kräftige, den fremden Krankheitsſtoff immer wieder auswerfende Natur des Volkskerns hat das Verdienſt, daß wir nur zwitterhafte Franzöſler und nicht leibhaftige Franzoſen ſind.

Die Franzoſen haben ein Recht, ſich die Herren unſerer Bildung zu nennen, denn wird in Deutſchland nicht laut und allgemein behauptet,

ein gebildeter Mensch müsse französisch können; hört man nicht allenthalben das alberne Urtheil: die oder der ist sehr gebildet — spricht sehr gut französisch!

Im Jahre 1842, dem dritten des neuen Heiles deutscher Volkseinigung, sagt Baron Bourgoing, französischer Gesandter in München, in seinem Werke über die deutschen Eisenbahnen:

„Man übersetzt alle neuern französischen Schriftsteller, unsere Romane, Gedichte, Melodramen, Vaudevilles — unsere Literatur herrscht in Deutschland, und obgleich man gegen ihre schlechten Tendenzen eifert, verschlingt man sie nichtsdestoweniger."

Und der französische Baron — mit Knirschen schreib' ich es — hat vollkommen recht. Der jüngste und letzte französische „Feuilletonist" ist in Deutschland allgemeiner bekannt, als — nicht etwa nur der beste unserer neuern Schriftsteller — sondern als so mancher unserer besten Klassiker. Der schlechteste und schmutzigste französische Roman wird nicht nur in mehreren deutschen Ueber-

ſetzungen verbreitet, ſondern auch in der Urſprache fleißig ſtudirt; ja unſere hohen Stände leſen faſt nur franzöſiſche Bücher. Hohe Frauen, die ſich ſonſt ungemein zärtlich fromm und keuſch geberden, ſchämen ſich nicht, ihre feine Seele in die Moräſte der franzöſiſchen Schandſchriften zu tauchen und in ihren jungfräulichen oder eheheiligen Schlafgemächern in zierlichſten Schränken goldgebundene Bücher zu zeigen, deren milchweiße Blätter mit empörenden Gräueln, mit unzüchtigſtem, ekelhafteſten Unflat beſudelt ſind. Vor faſt einem halben Jahrhundert ſchrieb Jean Paul Friedrich Richter: „Gebildete Damen haben jetzt ſo geiſtig ungewöhnliche Schooßbücher, als die indiſchen Damen auffallende Schooßthiere haben, nämlich: Schweinchen, Schlangen und Eideren — beide letzte am Buſen zum Kühlen“ — und es iſt ſeitdem nicht beſſer, nein, es iſt viel ſchlechter geworden. Die empfindſamen Lügen der des Giftmordes überführten Laffarge ſind gewiß von hundert und hundert hochedlen, Tag und Nacht in weicher Handſchuhhülle gehegten, leichenweißen Händchen emſig durchblättert worden, und wer

weiß, ob dabei nicht manche Thräne geflossen ist aus Augen, die es sich sonst zum angelegentlichsten Studium machen, recht vornehm kalt zu blicken und keine standeswidrige gemein menschliche Rührung zu verrathen. Und die Uebersetzung dieses Schandgesudels, welches selbst in Paris öffentlich zerrissen und verbrannt wurde, kündigte ein deutscher Buchhändler als höchst interessante Neuigkeit an, und es fanden sich deutsche Zeitungen, welche dieser uns entehrenden Ankündigung einen breiten Raum gönnten, während sie oft dem reinsten vaterländischen Streben kein Plätzchen einräumen, wegen Fülle des Stoffes — des ausländischen nämlich.

In dramatischer Verklärung stolzirt die französische Sittenlosigkeit über alle deutschen Bühnen, und wenn in den deutschen Hauptstädten eine mittelmäßige französische Komödiantenbande auftritt, so werden Bogen und Sperrsitze zu wenig; ja, unlängst hörte ich einen österreichischen Beamten laut sein Bedauern äußern, daß auf der Wiener Hof- und Nationalbühne nicht wenigstens die Hälfte des Jahres französisch gespielt würde.

Und die Organe der deutschen Oeffentlichkeit, die meisten unserer Zeitschriften, anstatt diesem Verderben kräftig und unermüdet entgegen zu wirken, befördern es und leiten es in alle Adern des Volkslebens. Sie verdienen in der That den Ehrennamen deutsche Zeitungen nicht, sie sind französische Zeitungen für Deutsch-Franzosen. Nähren sie sich nicht fast durchaus von dem Abwurf der französischen Literatur? Erzählen sie nicht mit klatschseliger Weitschweifigkeit die geringfügigsten Tagsbegebenheiten von ganz Frankreich, während sie oft von wichtigen Ereignissen ihres Vaterlandes, ja ihrer Vaterstadt keine Kunde geben! Ein besonders abgöttischer Gegenstand der Redseligkeit deutscher Zeitungen sind die literarischen Pariser Weltgeister. Von ihnen werden von Jahr zu Jahr genaue Personsbeschreibungen geliefert, wobei jede Veränderung im Bartwuchs, im Haar- und Nägelschnitt, jede Zu- oder Abnahme der Körperlichkeit gewissenhaft angegeben wird. Die gesammten Kleider-, Bücher-, Stall- und Liebhabereienvorräthe der französischen Schrifthelden werden von den deutschen Zeitschriften

in beständiger statistisch genauer Evidenz gehalten. Umständliche Lebensbeschreibungen der gallischen Großgeister werden dutzendweis geliefert, nicht etwa nur Beschreibungen der Großthaten, d. h. Werke, nein, Beschreibungen der gemeinsten alltäglichen Lebensverrichtungen. Das deutsche Publikum weiß genau, wann ein französischer Dichter aufsteht, was er ißt und trinkt, wie er spricht, lacht, hustet und schnäuzt; wie viel Gläser Zuckerwasser dieser, wie viel Zigarren jener braucht, um in Begeisterung zu gerathen; in welch luxuriöser Lage, Vermummung und Umgebung sie sind, wenn sie den neun Musen oder dem Apollo Audienz geben. Macht ein französischer Schriftsteller eine Reise, so haben die deutschen Redaktoren nichts Angelegentlicheres zu thun, als über jeden Schritt des Weltgeistes Bericht zu erstatten und jede seiner Aeußerungen aufzuschnappen. Die großartigste Thätigkeit aber entwickeln unsere deutschen Stimmführer, wenn ein französischer Dichter mit einem neuen Weltwunder schwanger geht. „N. N. arbeitet an einem Roman oder Drama!“ posaunen alle deutschen Blätter und

beglücken ihre Leſer mit dem Verſprechen, ſo bald als möglich nähere Kunde von dem höchſt intereſſanten Werke zu geben. In einiger Zeit erſchallt durch alle deutſchen Lande der Jubelruf: „der erſte Theil oder Akt iſt fertig!“ und ſo geht es fort, bis zuletzt die Vollendung verkündet wird, was gewöhnlich Gelegenheit gibt, die wundervolle Unerſchöpflichkeit der franzöſiſchen Schöpfer mit patriotiſch-ſatiriſchen Stoßſeufzern zu preiſen. Nun wird erzählt, in welcher Göttergeſellſchaft das Werk zuerſt vorgeleſen wurde, und einige beſonders beglückte Zeitungen wiſſen durch außerordentliche Gelegenheit ſogar einige Phraſen desſelben oder Urtheile darüber zu erhaſchen. Endlich erfährt Deutſchland, das Stück ſei eingereicht und mit einer Mehrheit von ſo und ſo viel Stimmen angenommen worden. Nun folgt die genaue Geſchichte der Rollenſtreitigkeiten und der Organiſirung der Klatſchſöldlinge, und endlich, endlich wird die Aufführung und der glorreiche Erfolg berichtet, und nun ſtürzen die kochfertigen deutſchen Ueberſetzer herbei, um den neuen Götterbrocken in einer wäſſerig deutſchen Brühe zu zer-

ſetzen und ſich und das deutſche Volk damit abzufüttern. Hierauf beginnt das ehrwürdige Kunſtrichteramt der Recenſenten. Die deutſche Kritik macht zwiſchen Ueberſetzungen und Urwerken keinen andern Unterſchied, als den, daß ſie erſtere häufig ausführlicher und feierlicher beſprechen als letztere. Der Gedanke, die Ueberſetzungen in die letzten kleiner gedruckten Spalten zu verweiſen, liegt unſern Literaturblättern noch ſo fern, daß ſie nicht ſelten gerade entgegengeſetzt verfahren. Den Theaterrezenſenten namentlich ſieht man es immer deutlich an, wie erhoben ſie ſich fühlen, was für einen welthiſtoriſchen Anlauf ſie nehmen, wenn ſie über einen Franzoſen, beſonders über Scribe den Großen ſchreiben dürfen. Vor allem preiſen und beglückwünſchen ſie den Ueberſetzer oder „freien Bearbeiter“, daß es ihm ſo herrlich gelungen, ein ſo feines Gewächs aus den Miſtbeeten des Pariſer Lebens in den rauhen deutſchen Boden zu verpflanzen. Dann unterſuchen ſie mit ſichtbarer Wolluſt den reizenden Gliederbau des Stückes, wobei ſie nicht ermangeln, deutlich zu beweiſen, daß ſie in der franzöſiſchen Sprache

und Literatur viel beſſer zu Hauſe ſind, als in der deutſchen. In neueſter Zeit pflegen ſie der deutſchen Ehre einige moraliſche Stoßſeufzer zu opfern, wobei ſie, um ihr Deutſchthum ſichtbar zu machen, nie unterlaſſen, das Wort deutſch zu unterſtreichen. Mich wandelt immer ein Ekel an, wenn ich in ſolchen Blättern und in ſolchen Aufſätzen das kräftig aufblühende Vaterlandsgefühl durch empfindelnde Frömmelei parodirt ſehe. Sie geht euch nicht von Herzen, ihr franzöſelnden Philiſter! Ihr ſeid durch die feinen Lüderlichkeiten dieſer Salonlaſterſpiele eben ſo wohlig gekitzelt, wie die reizſüchtigen Inſaſſinnen der Logen, über deren keuſche Lippen bei den Verwicklungen, die durch geiſtreichen Ehebruch, durch geniale Verführung entſtehen, ein verzücktes „Ah, intereſſant!“ bis ins Parterre hinabtönt.

Aber auch die deutſchen Schriftſteller, die doch am meiſten unter dieſem Verderben leiden, haben bisher nur vereinzelt und daher ohnmächtig entgegen gearbeitet, und ſind in der Mehrzahl von dem Nationallaſter mit fortgeriſſen worden. Nicht

nur jene literariſchen Lehrburſche, die zu eigenen Schöpfungen keine Kraft haben und nie haben werden, überſetzen in Deutſchland, nein, auch wackere, freigeſprochene Geſellen, auch preisgekrönte Meiſter vergeuden ihre Zeit damit und trüben und ſchwächen dadurch ihre Urkraft für eigene Schöpfung. Leichter und bequemer iſt es freilich, zu überſetzen als ſelbſtſtändig zu ſchaffen. Der Ueberſetzer kann Tag für Tag ſeine gemeſſenen Arbeitsſtunden halten, er braucht keine Begeiſterung abzuwarten, keinen Plan reifen zu laſſen, keine Charaktere zu ſchaffen und zu entwickeln, und arbeitet in der Regel ſchon für ein im voraus zugeſichertes Honorar, weil er ein Werk wiederkäut, wornach dem Publikum bereits hundertfältig der Mund wäſſerig gemacht worden. Ueberſetzer, namentlich dramatiſche, ſind in Deutſchland reich geworden und haben ſich palaſtähnliche Landhäuſer gebaut, während treffliche Originalſchriftſteller am Hungertuch nagten, nagen und nagen werden. Und haben die Ueberſetzer einmal Geld und Anſehen, ſo bleibt ihnen auch der Ruhm nicht aus. Ihre Namen werden mit möglichſter Lobräucherung genannt und wieder

genannt; ihr Verdienst — welches häufig in nichts als einigem instinktartigen Mutterdeutsch und einem guten Wörterbuch besteht — wird bis zum Gipfel des Parnasses erhoben und von Theaterzetteln und Kritikern nicht selten, spartanischer Kürze wegen, der Umstand, das Stück sei nur eine Uebersetzung oder Zerarbeitung, gänzlich verschwiegen.

Wie sehr selbst unsere größten Geister von der Nationalkrankheit angesteckt waren, beweist der Umstand, daß Schiller Goethen öffentlich tadelte, als er Voltaire's Mahomet auf die deutsche Bühne brachte, während doch Schiller selbst seine heilige Kraft und Zeit auf die Uebersetzung französischer Lustspiele vergeudete. Und der herrliche, glühend deutsche Johann Paul Friedrich Richter, der das Französeln so bitter tadelte, die Franzosenherrschaft so furchtlos bekämpfte, nannte sich gleichwohl statt Hans Paul — Jean Paul! Er, der in seinem Fragment über deutsche Sprache mit schmerzlichem Spotte sagt:

„Da wir Deutschen gern Bücklinge nach allen

32 Kompaßecken und den Zwiſchenwinden hinmachen, um ſowohl alle Völker zu gewinnen als etwas von ihnen, ſo haben wir oft recht ſehr gewünſcht, unſere Sprache möchte engliſcher, franzöſiſcher, regelmäßiger, beſonders in den unregelmäßigen Zeitwörtern, überhaupt mehr zu jener, von den Philoſophen geſuchten allgemeinen Sprache zu machen ſein, damit man uns auswärts leichter erlernte. Gäbe es nur eine ausländiſche neben unſerer, z. B. die galliſche, ſo hätten wir längſt uns jener ſo vielen deutſchen Wörter und Wendungen entſchlagen, welche noch als wahre Scheidewände zwiſchen unſerer und der franzöſiſchen Sprache beſtehen. — Allerdings erreichten wir ſonſt dieſen Vortheil noch leichter, da wir dem ganzen Frankreich ſelber als einer maitresse de langue, ganze Städte, z. B. Straßburg zur Sprachbildung und Ueberſetzung in das Franzöſiſche anvertrauten.“

Wenn die Franzoſen dies alles bedenken, wenn ſie in allen deutſchen Zeitungen vorherrſchend franzöſiſchen Stoff, in allen Buchläden franzöſiſche Werke,

auf allen Bühnen französische Stücke, in allen deutschen Städten und Städtchen französische Schulen, in allen vermögenden Familien französischen Unterricht, in allen höheren Gesellschaften französische Sitten, um alle deutschen Throne französisches Hofgepränge finden: haben sie dann nicht Recht, wenn sie über die deutschen Sympathien triumphiren?

Kommt ein Franzose z. B. in Deutschlands größte Stadt, nach Wien, und geht an Werktagen auf den Basteien spaziren, so hört er vorherrschend französisch sprechen. Besucht er den Volksgarten, so hört er die liebe Wiener Jugend vorherrschend französisch schnattern. Kommt er in das Extrazimmer eines Caffeehauses, so hört er, wie österreichische Officiere und Beamte stundenlang französisch plaudern und sich der deutschen Sprache nur bedienen, um den Marqueur! zu rufen und eine Melange! zu verlangen. Besucht er eine Abendgesellschaft — nicht etwa nur in aristokratischen, nein, in unzähligen, eigentlich bürgerlichen Häusern, so sieht er, wie sich die

guten Leute im Schweiße ihres Angesichts abmühen, ihrer Hausgöttin und Haustirannin, der französischen „Gouvernante“ Ehre zu machen. Muß nun ein solcher Franzose sich nicht hochmüthig aufblähen und seinen Landsleuten die deutschen Sympathien verkündigen?

Er hat recht; es herrschen Sympathien für Frankreich unter uns, und sie werden so lang herrschen, als die französische Sprache mit solchem Aberwitz gelernt und gebraucht wird, denn mit der Sprache haucht man die Gesinnung ein. Hätte ich in Deutschland zu befehlen, ich würde das Studium fremder Sprachen, besonders der französischen, wohl nicht verbieten *), aber stark beschränken, in Frankreich und England aber

*) König Ludwig von Baiern hat die französische Sprache aus den bürgerlichen Mädchenschulen verbannt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß aus diesen Anstalten tüchtige deutsche Hausfrauen, nicht aber verbildete Deutsch-Französinnen hervorgehen sollen. Dagegen besteht in Währing nächst Wien eine Hausfrauenbildungs-

würd' ich es befördern und befehlen, denn dort ist Verknöcherung in starrer Eigenthümlichkeit, bei uns Zergehung in allseitiges Fremdthum, Nationalkrankheit.

Französisch lernt man in Deutschland nicht, wie in der Regel alle andern Sprachen, bloß des sprachwissenschaftlichen Interesses wegen und um etwa die Meisterwerke jener Literatur in der Ursprache lesen, um im Nothfall französisch sprechen zu können; nein, französisch wird gelernt, weil sich dadurch ein Stand über den andern und zuletzt alle über ihr ganzes Volk erheben wollen, weil der dumme Wahn herrscht, die französische Sprache sei viel edler und geistreicher als die deutsche und man gehöre ohne weiteres zu den gebildeten und höheren Ständen, sobald man französisch kann.

---

anstalt, welche erst neulich in ihren Anlockungen rühmte, daß die Umgangssprache in ihrem Hause die französische sei! was übrigens auch in allen kaiserlichen weiblichen Bildungsanstalten durchweg der Fall ist.

In Frankreich ſprechen die größten Staatsmänner, Gelehrten und Dichter häufig, ja in der Regel nur ihre Mutterſprache, und werden ſie von uns Deutſchen deshalb etwa weniger angeſtaunt? O nein, bei einem Fanzoſen finden wir es ganz natürlich, daß er nur franzöſiſch ſpricht; über einen Deutſchen aber — und wäre es der gelehrteſte und weiſeſte — wird mitleidig und verächtlich die Achſeln gezuckt, wenn er nicht franzöſiſch kann.

Es gibt Leute, welche aus dieſem Umſtand einen deutſchen Nationalſtolz herausſpintiſiren wollen, nämlich den, daß die Deutſchen ſo geſchickt und fleißig ſind, geradezu alles zu erlernen. Ehre dem deutſchen Fleiß und Talent! Die Geſinnung aber, mit der ſie auf das Fremde, namentlich auf das Franzöſiſche vergeudet werden, macht uns Schande. Das iſt kein Stolz, das iſt Mangel an Stolz; iſt das äußerſte Gegentheil von Stolz! Prahlen wir nicht ordentlich fratzenhaft, ſo oft wir von einem franzöſiſchen Gelehrten ſagen können, er würdige die deutſche Sprache ſeiner

Aufmerksamkeit? Erröthen und erbleichen wir nicht, so oft wir über unsere Literatur ein gnädiges Urtheil eines Franzosen lesen, selbst wenn es ein so zweideutiges und dummes wäre, wie jenes von Voltaire, der dem Versemacher von Schönaich auf die Uebersendung des elenden Gedichtes: „Hermann, das befreite Deutschland“ französisch antwortete: „es wäre unverzeihlich, eine Sprache nicht zu kennen, welche die Gottsched und Schönaich (!) für alle Freunde der Literatur unentbehrlich gemacht.“ — Geberden wir uns nicht, als ob wir den Franzosen die Hände küssen möchten, wenn sie einmal ein deutsches Werk übersetzen? Gibt es nicht deutsche Schriftsteller, die sich verklärt wähnen, als wären sie in die Walhalle eingegangen, wenn einmal eine ihrer Novellen als Lückenbüßer in ein französisches Blatt aufgenommen worden, die diese ihre Vergötterung dem deutschen Volke mit den Worten verkünden: „Meiner Novelle wurde die Ehre zu Theil, ins Französische übersetzt zu werden!“ — Ist dies Nationalstolz, einem Volk gegenüber, aus welchem jeder Laffe mit der Ueberzeugung,

mit der Erwartung nach Deutſchland kommt, daß man ſich wetteifernd an ihn drängen, ihn franzöſiſch grüßen und bedienen werde; einem Volke gegenüber, deſſen leichteſter Journaliſt ſein Gegaukel mit dem Bewußtſein niederſchreibt, daß man es in ganz Europa, namentlich aber in Deutſchland verſchlingen werde?

Und mit derſelben knechtiſchen Ehrfurcht, wie jene Schriftſteller, halten ſich unzählige Deutſche für veredelt und verklärt, wenn ſie ſich durch gründliche Erlernung und unabläſſige Uebung der franzöſiſchen Sprache ins Franzöſiſche überſetzt haben. Sie bedenken nicht, daß ſie ihren Sprachruhm mit unzähligen ungebildeten Leuten, mit Kellnern, Lohnbedienten u. dgl. theilen, daß Kinder und überhaupt Leute, die wenig denken, am geſchickteſten ſind, die Wörtervorräthe fremder Sprachen in ihrem Gedächtniſſe aufzuſpeichern; ſie ſind auch oft die ſeichteſten Geſchöpfe, aber ſie ſprechen einmal franzöſiſch und ſind demnach gebildete Leute! Männer, welche, wie der Sängerheld Theodor Körner, die Sprache des National-

feindes vorsätzlich nicht lernen, werden für überspannte Narren gehalten.

Ich schmeichle mir, daß auch mich viele meiner Leser mit diesem Titel beehren, daß selbst die geneigtesten mich der Uebertreibung beschuldigen werden. „Man kann französisch sprechen" — höre ich sie sagen — „und doch ein guter Deutscher sein." — Sie haben recht; aber auch ich habe recht, wenn ich behaupte, daß bei übrigens gleichen Eigenschaften derjenige glühender und kräftiger deutsch gesinnt sein wird, der nicht französisch kann; wenn ich wiederhole, daß man mit jeder fremden Sprache, die man mit solcher Affenliebe lernt, wie wir die französische, auch den fremden Geist einsaugt. Es ist ja ganz natürlich: fleißige Uebung ist unerläßliche Bedingung des Fortschrittes. Man wünscht daher, wo möglich, nur französisch zu sprechen; man macht besonders Jagd auf Originalfranzosen, wirft sich vor ihnen weg, schmeichelt ihnen knechtisch, schimpft ihnen zu Liebe auf das dumme Vaterland, nur um der Wohlthat ihres Umgangs gewürdigt zu werden — ihnen

die franzöſiſchen Naſenlaute ablauſchen zu können. Eben ſo geht es mit dem Leſen. Das ſeichteſte franzöſiſche Buch nimmt man mit größerer Ehrfurcht als das beſte deutſche, mit der Ehrfurcht des Schülers vor dem Lehrer. Deutſche Bücher durchfliegt man bloß des Inhaltes wegen; deutſch zu leſen, um deutſch zu lernen, fällt unter zehntauſend Deutſchen kaum einem ein; franzöſiſche Bücher aber ſtudirt man zu dem ſprachlichen Intereſſe, zu der Freude über zunehmende Gewandtheit des Verſtändniſſes kommt nun noch der kitzelnde Inhalt der franzöſiſchen Schriften; dieſer doppelte Reiz zieht natürlich immer mächtiger an, man lieſt und ſpricht raſtlos franzöſiſch fort und hat zuletzt — ſelbſt bei urſprünglich gut deutſcher Richtung — ohne daß man's eigentlich weiß und will, franzöſiſche Geſinnungen angenommen.

Der Gipfelpunkt unſerer wahnſinnigen Entartung aber iſt es, daß wir noch immer unſere Kinder von Franzoſen erziehen laſſen, bloß damit ſie rein franzöſiſch lernen! Noch immer haben in hohen und höchſten deutſchen Familien Franzoſen

die Leitung der Erziehung und Deutsche sind zu Gehilfen und Unterlehrern erniedrigt. Und immer tiefer hinab in den Mittelstand frißt dieser ansteckende Modewahnsinn. Wo man es nur erschwingen kann, nimmt man wenigstens eine französische „Gouvernante“ oder Kindsfrau, oder läßt wenigstens die armen Töchterchen den ganzen Tag in einer französischen Schule an Leib und Seele verkrüppeln. Dies geschieht vorzüglich in Wien. Mit blutendem Herzen, mit siedender Galle hörte ich unlängst eine Wiener Fabriksfrau einer jüngeren Verwandten dringend anempfehlen, für zwei liebe Mädchen eine französische Kindsfrau aufzunehmen. Die junge Mutter sträubte sich — aber nicht aus Nationalgefühl, sondern aus Sparsamkeit; die Freundin aber betheuerte ihr, sie erwiese ihren Töchtern durch die Französin eine größere Wohlthat, als wenn sie ihnen 10,000 fl. hinterließe. „Und jetzt muß es geschehen“ — sprach die verblendete Frau — „so lang die Kinder noch recht klein sind, da wird das Französische recht ihre Muttersprache!“ — In dem Uebungsbüchlein eines Mädchens aus der Schule

einer in Wien sehr beliebten Französin las ich folgende Sätze: „Ich liebe das Französische mehr als das Deutsche.“ — „Das Französische ist fein und vornehm, das Deutsche rauh und gemein!“ —

Und was für Leute kommen denn aus Frankreich zu uns? — Die Franzosen haben eine glühende Vaterlandsliebe; wer sich dort nur halbwegs durchbringen kann, wandert gewiß nicht in die Fremde, namentlich nicht nach Deutschland. Es kommen daher nur Leute zu uns, die zu Hause nichts taugten oder vom Unglück verfolgt wurden. Durchgefallene Schauspieler, durchgegangene Studenten, diebische Kammerdiener, menschenfeindliche Murrköpfe und alte Jungfern, erlahmte Schautänzerinnen, Stuben-, Laden- und noch andere Mädchen kommen voll Unmuth und Bitterkeit zu uns und übernehmen die Erziehung der adeligsten deutschen Geschlechter.

Die deutschen Regierungen kämpfen in wahrhaft übertriebener Aengstigung mit Polizeiheeren und Strafdonnerwettern gegen die französische

Propaganda; aber die große Erziehungspropaganda hindern sie nicht, befördern sie wohl gar durch ihr eigenes tonangebendes Beispiel. Ich weiß wohl, in hohen Häusern werden nur Franzosen aufgenommen, deren Gesinnung legitim, dem sogenannten alten regime ergeben ist; aber hat sich nicht eben das alte Frankreich am schändlichsten gegen uns benommen? Daß die französischen Pädagogen, und wenn sie auch die legitimsten und servilsten sind, dem deutschen Vaterlande die Herzen seines Adels entfremden, daß sie ihnen jene Sympathie für Frankreich einimpfen, die sich seit Jahrhunderten bis herab in eine nicht weite Vergangenheit so häufig als wahrer Hochverrath geäußert hat, das wahrlich ist viel gefährlicher für die deutschen Regierungen, als alles französische Geschwätz von Freiheit und Gleichheit. Diese Entfremdung des Volksgeistes, die sich von oben herab immer tiefer und weiter verbreitete, war schuld, daß bei jedem Pariser Straßenauflauf alle deutschen Throne zitterten, und nur der Abnahme dieser Entfremdung ver-

danken es die deutſchen Fürſten, daß ſie in neueſter Zeit von dieſer Furcht befreit ſind.

Ich weiß auch und freue mich deſſen, daß unter den Männern das Franzöſeln ſtark im Abnehmen iſt. Selbſt die Herren der höhern Geſellſchaft bedienen ſich unter einander nur ſelten der franzöſiſchen Sprache; nur knäbiſche geckenhafte Zierlinge, beſonders aus dem reichen Judenſtande, ſchnarren ſich ihre geiſtreichen Bemerkungen über Röcke, Zigarren, Tänzerinnen, Pferde u. dgl. franzöſiſch zu. In den meiſten hohen Häuſern iſt die Erziehung der männlichen Jugend Inländern anvertraut; nur ſind dieſe Inländer gewöhnlich von dem Wahne beſeſſen, ein vornehmer Erzieher habe ſchon alle Gaben des heiligen Geiſtes empfangen, wenn er in recht vielen fremden Zungen reden kann. Jene franzöſiſchen „Gouverneurs“ machten aus unſern Adeligen geradezu Franzoſen; dieſe vielzüngigen Inländer aber erziehen häufig nichts als ſolche geſinnungsloſe Mannsſchattenbilder, wie wir ſie in reichen und hohen Häuſern gähnend herumſchleichen ſehen, die mit

ihrem Gelde und mit ihrem Leben nichts anzufangen wiſſen, als es mit blöden Liebhabereien zu vertändeln oder in geiler Ueppigkeit zu vergeuden.

Unter dem ſchönen Geſchlechte aber iſt die Franzoſenwuth nicht nur nicht im Abnehmen, ſondern im Wachsthum. Dies gilt beſonders von der deutſchen Kaiſerſtadt Wien. Jean Paul ſprach vor vielen Jahren die ſarkaſtiſche Vermuthung aus, Wien könne ſich noch zum Donauparis oder Wienparis (von dem aromatiſchen Wienflüßchen) ausbilden. Er ſtützte dieſe Vermuthung auf die Nüchternheit, Kühle und ſchöne Kraftabtödtung vieler Wiener Schreiber, und die „große Stadt voll großer Welt und voll ſchöner dem franzöſiſchen Geſchmacke zugebildeter Welt“ ſchien ihm die Sache zu verbürgen. Wien hat ſeitdem, namentlich durch ſeine Töchter, bedeutende Schritte gemacht, um dieſe ſchmeichelhafte Vermuthung zu rechtfertigen. Auf allen Wegen begegnet man in Wien näſelnden Schönen, und je mühſeliger und erbärmlicher ſie in der Regel die wälſchen Töne her-

ausbringen, deſto lauter thun ſie es und blicken dabei die Vorübergehenden triumphirend an, als wollten ſie ſagen: „Hört ihr, wir reden franzöſiſch, wir gehören zur Nobleſſe!“

Der Vorwurf des ſchlechten Näſelns aber trifft nur die bürgerlichen Frauen und Fräulein, unter denen bis hinab zu den Hausmeiſterstöchtern franzöſiſche Sprachſtudien betrieben, aber durch die widerſtrebende Volksnatur ſtark gehemmt werden; die vornehmen Wiener Damen ſprechen ein herrliches Franzöſiſch, es iſt auch in der That ihre Mutterſprache, die deutſche iſt ihnen im vollſten Sinn des Wortes fremd. Daher führen ſie ihre vertrauteſten Geſpräche, ihren Briefwechſel, ihre Tagebücher franzöſiſch; viele beichten ſogar franzöſiſch; faſt alle leſen dem lieben Gott franzöſiſche Gebete vor. — In der Sprache des Erb- und Erzfeindes beten! Bei jedem andern Volke würde dies geradezu als Gotteslästerung gelten. —

Aber diſe abſcheuliche krebsartige Krankheit,

die ſeit Jahrhunderten unſer Volksleben entſtellt, ſchwächt und ſchändet, hat nicht das deutſche Volk — die deutſchen Fürſten haben ſie verſchuldet. Sie haben zuerſt durch ihre wahrhaft läppiſche Nachäffung des franzöſiſchen Hoflebens ſich und ihrem Volke das Joch der geiſtigen Knechtſchaft aufgelegt, welche natürlich nur zu bald auch die leibliche Botmäßigkeit zur Folge hatte. Deutſchlands Fürſten buhlten um die Ehre, von dem franzöſiſchen König als liebe Vettern gegrüßt, mit Titeln und Orden geſchmückt, durch Sendung eines Geſandten beglückt zu werden. Sie beeilten ſich unaufgefordert, ihre Verhandlungen mit Paris franzöſiſch zu führen, und ſelbſt der wackerſte deutſche Fürſt ſeiner Zeit, der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte die Schwachheit, dem franzöſiſchen König den Titel Majeſtät beizulegen, der ſonſt einzig ein Vorrecht des deutſchen Kaiſers geweſen.

Erſt von der Zeit an, als ſich die deutſchen Fürſten vor Frankreich in den Staub warfen, bekam es den Muth, uns den Fuß auf den Nacken

zu ſetzen. Feindlich geſinnt war uns Frankreich, ſo lang es neben uns beſteht, immer; aber Jahrhunderte lang wagte es keine offene Feindſchaft. Es begnügte ſich, uns zu überliſten und zu beſtehlen, uns Feinde ins Land zu hetzen, uns zu entzweien und aus unſern Zwiſten und Kämpfen Vortheil zu ziehen. Erſt als ſich die deutſchen Fürſten vor ihrem Ideal und Abgott Ludwig XIV. nicht anders geberdeten, als fühlten ſie ſich hochgeehrt, ſeine Höflinge ſein zu dürfen, erſt dann warf er die heuchleriſche Maske ab und begann, Deutſchland mit offener, ſchamloſer Gewaltthat zu mißhandeln. Und als ſeine Geſandten nach der ſchimpflichen Wegnahme Straßburgs vielen deutſchen Fürſten mit frechſtem Hohne erklärten, die „ſubtile Eroberung der hochmüthigen Reichsſtadt gereiche zu des heiligen römiſchen Reiches höchſter Wohlfahrt und Ruhe,“ fanden ſie bei vielen Fürſten Glauben, und als Ludwig XIV., der königliche Räuber und Mordbrenner, ſeinen Einzug in Straßburg hielt, grüßte ihn der Biſchof Wilhelm von Fürſtenberg mit den bibliſchen Worten: „Herr, nun will ich gern ſterben, weil meine Augen den Heiland

die seit Jahrhunderten unser Volksleben entstellt, schwächt und schändet, hat nicht das deutsche Volk — die deutschen Fürsten haben sie verschuldet. Sie haben zuerst durch ihre wahrhaft läppische Nachäffung des französischen Hoflebens sich und ihrem Volke das Joch der geistigen Knechtschaft aufgelegt, welche natürlich nur zu bald auch die leibliche Botmäßigkeit zur Folge hatte. Deutschlands Fürsten buhlten um die Ehre, von dem französischen König als liebe Vettern gegrüßt, mit Titeln und Orden geschmückt, durch Sendung eines Gesandten beglückt zu werden. Sie beeilten sich unaufgefordert, ihre Verhandlungen mit Paris französisch zu führen, und selbst der wackerste deutsche Fürst seiner Zeit, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte die Schwachheit, dem französischen König den Titel Majestät beizulegen, der sonst einzig ein Vorrecht des deutschen Kaisers gewesen.

Erst von der Zeit an, als sich die deutschen Fürsten vor Frankreich in den Staub warfen, bekam es den Muth, uns den Fuß auf den Nacken

zu ſetzen. Feindlich geſinnt war uns Frankreich, ſo lang es neben uns beſteht, immer; aber Jahrhunderte lang wagte es keine offene Feindſchaft. Es begnügte ſich, uns zu überliſten und zu beſtehlen, uns Feinde ins Land zu hetzen, uns zu entzweien und aus unſern Zwiſten und Kämpfen Vortheil zu ziehen. Erſt als ſich die deutſchen Fürſten vor ihrem Ideal und Abgott Ludwig XIV. nicht anders geberdeten, als fühlten ſie ſich hochgeehrt, ſeine Höflinge ſein zu dürfen, erſt dann warf er die heuchleriſche Maske ab und begann, Deutſchland mit offener, ſchamloſer Gewaltthat zu mißhandeln. Und als ſeine Geſandten nach der ſchimpflichen Wegnahme Straßburgs vielen deutſchen Fürſten mit frechſtem Hohne erklärten, die „ſubtile Eroberung der hochmüthigen Reichsſtadt gereiche zu des heiligen römiſchen Reiches höchſter Wohlfahrt und Ruhe,“ fanden ſie bei vielen Fürſten Glauben, und als Ludwig XIV., der königliche Räuber und Mordbrenner, ſeinen Einzug in Straßburg hielt, grüßte ihn der Biſchof Wilhelm von Fürſtenberg mit den bibliſchen Worten: „Herr, nun will ich gern ſterben, weil meine Augen den Heiland

geſehen haben!“ — War es bei ſolcher Erniedrigung und Verrätherei ein Wunder, daß endlich der galliſche Uebermuth ſo dick anſchwoll, daß ſelbſt der ſchwachköpfige Ludwig XV. die Frechheit hatte, dem deutſchen Kaiſer Karl VII. zugleich mit der Anerkennung den Titel eines franzöſiſchen General-Lieutenants zu ſenden?! —

Gott ſei Dank! es iſt ſeitdem um vieles beſſer geworden; aber es wuchert noch immer entſetzlich viel franzöſiſches Unkraut im deutſchen Leben. Noch immer ſind die deutſchen Höfe, ihre Würden, Feſte und Gebräuche und die ganze Bildung und Geſittung aller, die in nahen und fernen Kreiſen zu ihnen gehören, vorherrſchend franzöſiſch. Dies Beiſpiel der hohen und höchſten Stände wirkt zunächſt verführend auf den reichen Mittelſtand, der jetzt mehr als je zuvor von der traurigen Sucht ergriffen iſt, alle Thorheiten der Hohen nachzuäffen. Von hier pflanzt ſich das Uebel in immer weitere Kreiſe fort, denn es iſt nun einmal eine der unſeligſten Folgen unſerer Verbildung, daß jeder über ſeinen Stand hinaus

will. Durch das immerwährende Franzöſeln aller Hohen und Höchſten hat ſich dem Volke der Wahn aufgedrungen, jeder Franzoſe ſei an und für ſich ſchon ein vornehmeres edleres Weſen, und als ſolches wird er auch faſt überall, namentlich in Wien, von männiglich begafft. Unſere hohen Stände ſprechen auch deswegen ſo gern franzöſiſch, weil ſie ſich dadurch von dem landsmänniſchen Pöbel unterſcheiden wollen; vergeſſen dabei aber, daß ſie dann die Sprache des verworfenſten Pöbels der Erde ſprechen. Vielen ſchlicht bürgerlichen Eltern erſcheint die franzöſiſche Sprache als die Quelle aller Weisheit, der Inhalt der höchſten Bildung, das Mittel zu allen Ehren. Sie ſparen ſich's daher vom Munde ab und laſſen ihre Kinder franzöſiſch lernen, und leben in dem ſüßen Wahne, dadurch etwas ungemein Nützliches zu thun. Aber in hundert Fällen iſt dies gewiß neunundneunzigmal reine Zeit-, Kraft- und Geldverſchwendung und bewirkt nichts, als daß die herz- und ohrzerreißende Gewohnheit, unſere herrliche Sprache durch Einmiſchung häßlicher und obendrein gewöhnlich noch verhunzter Fremd-

wörter zu verunstalten, immer allgemeiner verbreitet wird *).

Unlängst schrieben sich mehrere deutsche Blätter in gewohnter Gedankenlosigkeit den Witz nach: die vielen dickleibigen Fremdwörterbücher seien die beste Satire auf die deutsche Sprache. — Ja, sie sind eine Satire, aber nicht auf unsre unerschöpflich reiche, in allen Zweigen noch frisch und üppig sprossende und blühende Sprache, sondern auf uns, die wir diesen Reichthum nicht kennen, oder ihn verachten, die wir tausend und tausend schöne und kräftige deutsche Wörter veralten ließen und dafür schlecht tönende fremde nachstottern. Und sind die Fremdwörterbücher nicht vorzüglich und ausdrücklich für Zeitungsleser geschrieben? Die Zeitungsschreiber trifft die Satire am beißend-

*) Ein Beispiel, wie gedankenlos wir noch immer ohne alle Ursache fremde Wörter aufnehmen, ist neuerdings durch die Eisenbahnen veranlaßt. Kaum war die erste Meile fahrbar, so hörte man in ganz Deutschland von nichts als »Trains, Waggons und Locomotiven« sprechen.

sten; sie treiben den Unfug der Sprachmengerei am wahnsinnigsten und ekelhaftesten, sie, die nach Jean Pauls Rath wie Muskattauben den Samen des Guten auf ihrem weiten Fluge über alle Länder ausstreuen sollten. Den politischen Schreibern könnte man es eher verzeihen, denn da die französische Sprache nun einmal leider diplomatische Geschäftssprache ist, so suchen sie sich durch etliche wälsche Floskeln den diplomatischen Anstrich zu geben; wenn man aber den widerwärtigen Sprachbrei unserer Recensenten — auch der besseren darunter — kostet; wenn man sieht, wie deutsche Erzähler mitten in die deutsche Fügung ganze französische Sätze einzwängen, wie deutsche Dramatiker ihre deutschen Personen mitunter französische und englische Stellen aufsagen lassen; da wandelt einen bei Gott die Lust an, statt bloß mit der Feder, mit einem tüchtigen Stocke dreinzuschlagen *). Seitdem noch dazu die hohe

*) Wenn ein französischer oder englischer Dichter seine Personen plötzlich deutsch reden ließe, was würde das französische und englische Publikum thun? — Wir aber

deutſche Ariſtokratie ſich zum Parnaß herabgelaſſen hat und den Umgang mit den Muſen nicht mehr für ſtandeswidrig hält, hat die alte Eiche deutſcher Schriftkunſt, die ohnehin von ſo vielem Schmarotzergewächs und Ungeziefer geplagt iſt, einen neuen häßlichen Auswuchs bekommen — die Salonliteratur! Und hundert plebejiſche Schreiber beeilen ſich, dieſes ſeichte Gefaſel und Gemengſel nachzuahmen, nur um zu zeigen, daß auch ſie in guter Geſellſchaft *) geweſen; und es gibt Kritiker, die unbeſchadet ihres ſonſtigen Franzoſenfreſſer-

---

beklatſchen dieſe läppiſche Sprachprahlerei der charakterloſen Dichter und unſre Recenſenten heben rühmend hervor: Herr oder Madam N. N. habe das Franzöſiſche oder Engliſche vortrefflich geſprochen; ja wir gerathen in Enthuſiasmus, wenn eine deutſche Sängerin mitten in einer deutſchen Oper italieniſch zu ſingen anfängt!

*) Göthe gibt folgende Definition der guten Geſellſchaft:

»Gute Geſellſchaft hab' ich geſeh'n, man nennt
ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.«

thums, dieſes gräfliche und fürſtliche Salongeſchwätz mit unendlichen Krabfüßen bis zu den Sternen erheben. —

Es iſt Blindheit oder Verrath, dieſe Krankheit unſers geiſtigen Lebens für unbedeutend und ſo großer Aufregung nicht würdig darzuſtellen. Unſer Franzöſeln war eine weſentliche Miturſache unſers ſchmachvollen Unglücks und es iſt noch immer ein ſchimpfliches Ueberbleibſel unſerer Knechtſchaft. Die Franzoſen bauen darauf Hoffnungen; ihr Gelüſte, Deutſchland abermals zu berauben, erhält dadurch fortwährend Reiz und Nahrung; ſie erheben ſich deshalb über uns, ſie nennen ſich unſere Lehrer, die Herren unſerer Bildung. Haben ſie nicht erſt unlängſt bewieſen, daß ſie das, was eine Folge freiwilliger Uebereinkunft iſt, als ein Vorrecht betrachten, nämlich daß die franzöſiſche Sprache diplomatiſche Geſchäftsſprache ſein müſſe? Hat nicht die Deputirtenkammer mit beleidigender Hoffart öffentlich gerügt, daß der Vertrag zur Unterdrückung des Sclavenhandels engliſch abge-

faßt worden sei, und hat nicht der sonst eben nicht übermüthige Guizot im Angesichte Europas erklärt, daß bloß für England auf dessen Verlangen eine Uebersetzung des französischen Textes ausgefertigt worden und daß, wenn Oesterreich oder Preußen eine deutsche Uebersetzung verlangt hätten, nichts dagegen gewesen wäre, sie zu gewähren!

Denen aber, die da in frömmelnder Gleißnerei oder Dummheit den Völkerhaß verdammen, ruf' ich noch einmal mit Steffens zu: „Widerstand ist nicht Haß!" Wer sich gegen Vergiftung bewahrt, vergiftet nicht. Das Christenthum verlangt nicht, daß wir feig sein und uns mit Füßen treten lassen sollen.

„Zeigt euren Muth, wenn es zum Kriege kommt, und stört nicht durch euer Gezänk den goldenen, bequemen Frieden!" rufen Philister und verkappte Franzosenfreunde. Ihnen sag' ich mit Rückert:

— Nicht mit Speeren allein
Wird der Feind geſchlagen,
Und nicht kann es gedeihn,
Von den Grenzen ihn jagen;
Aber wenn in der Bruſt
Bleibt wohnen krieg'riſche Luſt,
Um auch in Frieden zu ſtreiten,
Das ſchlägt ihn auf ewige Zeiten.

Noch andere Franzoſenfreunde ſuchen die Aufregung gegen Frankreich dadurch zu ſchwächen und abzuleiten, das ſie nach Rußland zeigen und rufen: „Dort iſt unſer Feind, vor dem zittert und bittet die Franzoſen um ihr Bündniß, damit wir mit ihrer Hilfe der von Oſten einbrechenden Barbarei widerſtehen können.“ — Ueber Rußland und ſein Verhältniß zu uns will ich in einem ſpätern Artikel ausführlicher ſprechen; hier nur ſo viel: Rußland iſt noch auf lange Zeit hin durch den Geiſt in demüthige Ehrfurcht niedergehalten und gebändigt. Es iſt uns ein gefährlicher Nachbar, mit dem es über kurz oder lang zum Krieg kommen wird; aber zu einem geiſtigen Kampfe iſt es uns noch lang nicht ebenbürtig, es ſteht zu tief unter

faßt worden ſei, und hat nicht der ſonſt eben nicht übermüthige Guizot im Angeſichte Europas erklärt, daß bloß für England auf deſſen Verlangen eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Textes ausgefertigt worden und daß, wenn Oeſterreich oder Preußen eine deutſche Ueberſetzung verlangt hätten, nichts dagegen geweſen wäre, ſie zu gewähren!

Denen aber, die da in frömmelnder Gleißnerei oder Dummheit den Völkerhaß verdammen, ruf' ich noch einmal mit Steffens zu: „Widerſtand iſt nicht Haß!“ Wer ſich gegen Vergiftung bewahrt, vergiftet nicht. Das Chriſtenthum verlangt nicht, daß wir feig ſein und uns mit Füßen treten laſſen ſollen.

„Zeigt euren Muth, wenn es zum Kriege kommt, und ſtört nicht durch euer Gezänk den goldenen, bequemen Frieden!“ rufen Philiſter und verkappte Franzoſenfreunde. Ihnen ſag' ich mit Rückert:

— Nicht mit Speeren allein
Wird der Feind geschlagen,
Und nicht kann es gedeihn,
Von den Grenzen ihn jagen;
Aber wenn in der Brust
Bleibt wohnen kriegerische Lust,
Um auch in Frieden zu streiten,
Das schlägt ihn auf ewige Zeiten.

Noch andere Franzosenfreunde suchen die Aufregung gegen Frankreich dadurch zu schwächen und abzuleiten, das sie nach Rußland zeigen und rufen: „Dort ist unser Feind, vor dem zittert und bittet die Franzosen um ihr Bündniß, damit wir mit ihrer Hilfe der von Osten einbrechenden Barbarei widerstehen können.“ — Ueber Rußland und sein Verhältniß zu uns will ich in einem spätern Artikel ausführlicher sprechen; hier nur so viel: Rußland ist noch auf lange Zeit hin durch den Geist in demüthige Ehrfurcht niedergehalten und gebändigt. Es ist uns ein gefährlicher Nachbar, mit dem es über kurz oder lang zum Krieg kommen wird; aber zu einem geistigen Kampfe ist es uns noch lang nicht ebenbürtig, es steht zu tief unter

faßt worden ſei, und hat nicht der ſonſt eben nicht übermüthige Guizot im Angeſichte Europas erklärt, daß bloß für England auf deſſen Verlangen eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Textes ausgefertigt worden und daß, wenn Oeſterreich oder Preußen eine deutſche Ueberſetzung verlangt hätten, nichts dagegen geweſen wäre, ſie zu gewähren!

Denen aber, die da in frömmelnder Gleißnerei oder Dummheit den Völkerhaß verdammen, ruf' ich noch einmal mit Steffens zu: „Widerſtand iſt nicht Haß!“ Wer ſich gegen Vergiftung bewahrt, vergiftet nicht. Das Chriſtenthum verlangt nicht, daß wir feig ſein und uns mit Füßen treten laſſen ſollen.

„Zeigt euren Muth, wenn es zum Kriege kommt, und ſtört nicht durch euer Gezänk den goldenen, bequemen Frieden!“ rufen Philiſter und verkappte Franzoſenfreunde. Ihnen ſag' ich mit Rückert:

— Nicht mit Speeren allein
Wird der Feind geſchlagen,
Und nicht kann es gedeihn,
Von den Grenzen ihn jagen;
Aber wenn in der Bruſt
Bleibt wohnen krieg'riſche Luſt,
Um auch in Frieden zu ſtreiten,
Das ſchlägt ihn auf ewige Zeiten.

Noch andere Franzoſenfreunde ſuchen die Aufregung gegen Frankreich dadurch zu ſchwächen und abzuleiten, das ſie nach Rußland zeigen und rufen: „Dort iſt unſer Feind, vor dem zittert und bittet die Franzoſen um ihr Bündniß, damit wir mit ihrer Hilfe der von Oſten einbrechenden Barbarei widerſtehen können.“ — Ueber Rußland und ſein Verhältniß zu uns will ich in einem ſpätern Artikel ausführlicher ſprechen; hier nur ſo viel: Rußland iſt noch auf lange Zeit hin durch den Geiſt in demüthige Ehrfurcht niedergehalten und gebändigt. Es iſt uns ein gefährlicher Nachbar, mit dem es über kurz oder lang zum Krieg kommen wird; aber zu einem geiſtigen Kampfe iſt es uns noch lang nicht ebenbürtig, es ſteht zu tief unter

uns, als daß es unser geistiges Leben, unsere Nationalbildung gefährden könnte; ja, selbst wenn es ihm gelingen könnte, uns physisch zu unterjochen, würden wir es durch unsere Bildung geistig beherrschen. Und für Rußland streiten in Deutschland keine Sympathieen; außer einigen bestochenen Knechtseelen russelt in Deutschland Niemand. Wollen wir aber Frankreich vollständig und dauernd besiegen, so müssen wir zuerst uns selbst besiegen und unsere französelnde Thorheit ausrotten, die uns im Kampfe mit Frankreich mehr als wir uns dessen bewußt sind, gelähmt hat und lähmen würde.

„Darum, wer sich als Mann
Zu Deutschlands Ruhm will gesellen,
Soll stets für sich fortan
Dies Paar von Kämpfern stellen:
Einen gewaltigen Haß
Kriegend ohn' Unterlaß,
Und eine mächtige Liebe
Von nie ruhendem Triebe.
Künftig sollen vereint
Stehen alle die Hasse

Schultern die ganze Laſt des Staatsbaues ruht, daß ſie faſt allein noch den geſunden reinen Kern des Volkes bilden, die urſaftige Allwurzel, welche immer wieder friſche Stämme treibt, wenn die alten von Ungeziefer zerfreſſen und abgeſtorben ſind.

Die bürgerlichen Stände verfolgen ſich wechſelſeitig mit Spott. Ich meine hier nicht die durch hundertjährige Gewohnheit ſprachfeſt gewordenen Witze, mit denen die einzelnen Gewerbe ſcherzhaft beſpöttelt werden; die ſind unſchädlich. Bei den Volksfeſten des Mittelalters hatte jede Gilde ihre Spaßmacher, welche die komiſche Seite des eigenen Gewerbes zerrbildlich darſtellten; wenn es aber galt, Recht und Ehre des Bürgerthums zu vertheidigen, ſtanden in der Regel alle Zünfte als ein Körper. Heutzutage iſt es leider anders. Weil man das Bewußtſein bürgerlicher Würde und Bedeutung, das Kraftgefühl ſtädtiſcher Gemeinſchaft überhaupt verloren hat, ſo haſcht man kleinlich und engherzig nach Auszeichnung und Bevorrechtung vor dem Bürgergenoſſen, der eines andern Zeichens iſt, und bietet um eines kleinen

ſchuldigſt bis zum Hochſommer in der ſtaubigen und qualmigen Stadt und langweilen ſich dann gewiſſenhaft bis über Weihnachten hinaus auf ihren eingeſchneiten Schlöſſern. Es gibt in Wien Fürſten und Grafen, die da glauben, ſobald ſie auf einem engliſchen Roß engliſch Trab reiten und einen engliſchen Jokey hinter ſich haben, gerade ſo viel zu ſein und zu bedeuten wie ein Lord des engliſchen Oberhauſes. Ungefähr wie kleine Jungen, die ſich rittlings auf einen Stuhl ſetzen, mit den Füßen ſchaukeln, mit der Zunge ſchnalzen und ſich einbilden, großmächtige gewaltige Reiter zu ſein. Natürlich wird dieſe Engländerei der Hohen von den äffiſchen Mittlern eifrig nachgeahmt. Schon leſen Wiener Bürgerstöchter Bulwer und Boz in der Urſprache, ſchon werfen die Zeitungsſchreiber mit engliſchen Floskeln herum, ſchon rufen die Wiener Stutzer ganz mundrecht God dam, ſtrecken in Gaſthäuſern die Füße über drei Seſſel und ſchlafen auf dem engliſchen Dampftrichter ein, den ihnen ein literariſcher Marktſchreier geboten. Es gibt auch gute Seelen in Deutſchland, die das Engliſiren

aus allen Kräften befördert ſehen wollen, um dadurch das Franzöſeln zu verdrängen. „Die Engländer ſind ein ſtammverwandtes, ein germaniſches Volk“ — ſagen ſie — „die können wir uns ſchon zum Muſter nehmen!“ — Ja wohl könnten und ſollten wir ſie in vielen Stücken zum Muſter nehmen, nur nicht ſo, daß wir unſere weſentlichen Vorzüge aufopfern oder ſchwächen und uns auch die ihrigen nicht aneignen. Wenn wir die Engländer nachäffen, ſo ſind wir allerdings weniger krank, aber doch krank; geſund ſind wir nur, wenn wir deutſch, durch und durch deutſch ſind.

[illegible].

Spaltungen.

Es ist eine große Spaltung
Sonder in der Weltbaustaltung,
Die man klug unsinnig verdeckt;
Sie will nicht sein übertrifft,
Sondern gründlich ausgefüllt,
Und dazu ist aufgedeckt.

Friedrich Rückert.

Das berüchtigte „Theile und beherrsche“ ist bis auf den heutigen Tag nicht nur in der äußern, sondern auch in der innern Politik eine eben so beliebte als probehältige Regel, und ihre Anwendung auf das innere Staatsleben wird durch den der Menschheit angebornen ichsüchtigen Kastengeist mächtig erleichtert und gefördert. Man glaube ja nicht, daß ich mit dieser Bemerkung

die feste Sonderung der Stände tadeln wolle. Niemand kann heftiger gegen die Flüssigmachung und Verwaschung alles Festen und Eigenthümlichen des Volkslebens sein als ich. Die Natur des geselligen Lebens trennt die Stände und diese naturnothwendige Trennung soll durch Rechte befestigt, geschützt und geehrt, durch eigene Gebräuche und ein kräftiges ständisches Selbstgefühl lebendig erhalten werden. Nimmt man einem Volke diese natürlich gefugte Gliederung, so wird es zur haltlos in- und durcheinanderschwimmenden Menge, die von jedem Winde tief aufgewühlt und haltlos hin und her geworfen wird.

Jeder Stand soll auf seine Innung stolz, soll im edlen Sinne aristokratisch sein; nur wo dieses der Fall ist, wird das beleidigende und drückende Ueberwiegen einzelner Stände verhindert. Kein Stand soll aber dem Wahne fröhnen, seine Würde dadurch zu erhalten und zu mehren, daß er die andern Stände gering schätzt oder verachtet; keiner soll sein Wohl über das des Ganzen setzen, wovon er doch nur ein Glied ist, welches, wenn auch

scheinbar begünstigt, doch immer mitleidet, wenn das Ganze leidet. Hiemit habe ich den krankhaften Auswuchs unseres Ständewesens genannt, wie er überall zu finden und theilweise von den Regierungen aus übelberathener Klugheit veranlaßt und erhalten ist.

Die Städter sehen mit lächerlicher Vornehmigkeit auf die Bauern herab, die ihnen doch mit vollem Rechte zurufen dürften: „wir können ohne euch, ihr aber nicht ohne uns sein!“ Es gibt auch wirklich mitten in Deutschland Gegenden, wo sich die Bauern buchstäblich alles, was sie brauchen und darunter auch Luxusgegenstände, selbst erzeugen. Ueberhaupt wird der Bauernstand von geistlichen und weltlichen Ständen so empörend geringschätzig, herrisch und treulos behandelt, daß seine Abneigung, sein Mißtrauen gegen uns immer tiefer und allgemeiner wird, was schon an sich für die Gegenwart betrübend, für die Zukunft aber äußerst drohend ist. Möchte man doch bedenken, daß die Bauern die eigentlichen Nährväter aller sind, daß auf ihren starken

Schultern die ganze Laſt des Staatsbaues ruht, daß ſie faſt allein noch den geſunden reinen Kern des Volkes bilden, die urſaftige Allwurzel, welche immer wieder friſche Stämme treibt, wenn die alten von Ungeziefer zerfreſſen und abgeſtorben ſind.

Die bürgerlichen Stände verfolgen ſich wechſelſeitig mit Spott. Ich meine hier nicht die durch hundertjährige Gewohnheit ſprachfeſt gewordenen Witze, mit denen die einzelnen Gewerbe ſcherzhaft beſpöttelt werden; die ſind unſchädlich. Bei den Volksfeſten des Mittelalters hatte jede Gilde ihre Spaßmacher, welche die komiſche Seite des eigenen Gewerbes zerrbildlich darſtellten; wenn es aber galt, Recht und Ehre des Bürgerthums zu vertheidigen, ſtanden in der Regel alle Zünfte als ein Körper. Heutzutage iſt es leider anders. Weil man das Bewußtſein bürgerlicher Würde und Bedeutung, das Kraftgefühl ſtädtiſcher Gemeinſchaft überhaupt verloren hat, ſo haſcht man kleinlich und engherzig nach Auszeichnung und Bevorrechtung vor dem Bürgergenoſſen, der eines andern Zeichens iſt, und bietet um eines kleinen

Eigenvortheils wegen willig die Hand zur Beschränkung anderer Zünfte und somit zur Schwächung des ganzen Bürgerwesens. Nirgends kann die Uneinigkeit und Zerrissenheit der Bürgergemeinden größer sein als in Oesterreich, und die natürliche Folge davon ist, daß sie alle, von der Residenz bis zum kleinsten Marktflecken, ungeachtet ihres oft bedeutenden Vermögens und bei allen papiernen Privilegien von ihren eigenen, in ihrem Solde stehenden Beamten durchaus wie unmündige Kinder behandelt werden.

Noch tiefer als die erwähnten geht die Spaltung zwischen den Stadtsdienern und dem eigentlichen selbstständigen Volke überhaupt. Die Klage über dieses Mißverhältniß tönt aus allen Staaten ohne Unterschied. Ueberall vergessen die Bediensteten, daß sie nicht über, sondern in und aus dem Volke sind, welche Pflicht- und Gottvergessenheit oft so weit geht, daß ein Bauern- oder Bürgersohn, sobald er eine Amtsfeder hinterm Ohr oder einen Säbel an der Seite hat, seine eigenen Eltern und Blutsverwandten ver-

ächtlich ansieht und tyrannisirt. Zum Theil entspringt dieser Hochmuth jedenfalls aus geheimem Neide, aus dem Gefühl, bei aller äußerlichen Ueberordnung dem Wesen nach doch eigentlich der untergeordnete Theil zu sein. Denn was ist wohl alle Amtsherrlichkeit gegen das patriarchalisch-würdevolle und gehäbige Leben des tüchtigen Bürgers, des wahren Bauers? Gewiß, er ist in seinem Hause freier und herrlicher als der König auf seinem Throne! Aber wenn die Angestellten dies einsehen, oder wenigstens ahnen, so ist es ein um so tolleres Wagniß, gegen das Volk eine so übermüthige und zwingherrische Miene anzunehmen. Ich weiß schon, sie entschuldigen sich, wie die heldenherzigen Ehrenmänner, die das schändliche Prügeln und Geißeln der Soldaten vertheidigen, mit der Nothwendigkeit, die Menge in Respekt zu halten. Ja, Ordnung und Gehorsam muß sein; ihr aber denkt zunächst an die Befriedigung eurer Herrschsucht und amtirt nach der widerrechtlichen polizeilichen Voraussetzung, daß jeder von vornherein für schlecht zu halten sei. Die Schurken mögt ihr

durch Strenge ſchrecken, den rechtlichen freien Bürger aber behandelt mit Achtung und bedenkt, daß ihr ihm mit dem Rechte keine Gnade erweiſet. Das Volk verletzt ſeine Pflicht gegen euch gewiß nie, wenn ihr nicht vorher hundertmal die eurige verletzt habt; beim Volke gilt der chriſtliche Grundſatz: beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun" faſt zu ſehr, und einen Beamten, von deſſen freundlicher Geſinnung es überzeugt iſt, trägt es mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht auf den Händen.

Beamte und Soldaten leben in dem Irrwahn, daß ſie allein es ſind, die Ordnung und Ruhe im Staat erhalten, und in der Einbildung dieſer ihrer ungeheuern Macht und Wichtigkeit glauben ſie kein genug ſtolzes und finſteres Geſicht auf das eingebildetermaßen von ihnen mühſam im Zaum gehaltene und zu allem Guten geleitete Volk machen zu können. Sie ſehen nicht ein, daß ſie ohne die Mehrheit des Volkes null ſind, daß ſie alſo mit all ihren Kerkern, Bajonetten und Kartätſchen nicht einen einzigen Tag lang

die Ordnung erhalten könnten, wenn die Mehrheit des Volkes gegen die Ordnung wäre. Die rechts- und ordnungsliebende Volksmehrheit also ist es, welche die Ruhe des Staates erhält und sichert. Zur Revolution schreitet ein Volk nicht, weil es Unordnung will, sondern um die durch Mißbrauch der Gewalt gestörte Ordnung wieder herzustellen; und in vielen Staaten, namentlich in Oesterreich, sind seit langen Jahren gar keine andern Ruhestörungen vorgefallen, als solche, welche durch Beamten- und Soldatenübermuth oder mangelhafte Rechtspflege veranlaßt wurden.

Dies sollten die Regierungen ernstlich bedenken, und das Betragen ihrer Diener, besonders der untern, streng überwachen und regeln. Gerade die untern Staatsdiener, die mit dem Volke in täglichem Verkehr sind, benehmen sich in der Regel am unduldsamsten, lässigsten, parteilichsten und gröbsten. Dies ist in besonders hohem Grade auch in Oesterreich der Fall, und selbst in Wien, in der unmittelbaren Nähe eines Hofes, dessen herzliche Leutseligkeit seit Jahrhunderten sprich-

wörtlich ist. Gewiß schadet ein solches Benehmen der Amtsleute den Regierungen weit mehr als alle verbotenen Bücher. Das Volk wird dadurch in seinem Ehrgefühl gekränkt, in seinem Erwerbe hundertfach beengt und gehemmt, von der Durchsetzung seiner Rechte abgeschreckt und nach und nach mit einer Bitterkeit erfüllt, in der es auch gegen die guten Absichten der Regierung mißtrauisch und unerkenntlich wird.

In Bezug auf den Soldatenstand ist die Spaltung noch klaffender. Die Vaterlandsvertheidiger benehmen sich gegen ihre wehrlosen Schützlinge so rauh und schonungslos, daß man es uns wahrlich nicht verdenken kann, wenn wir auf den entsetzlichen Gedanken kommen, diese grimmigen Schwertträger, die dem Staate ein so schweres Geld kosten, seien eigentlich mehr wider uns als wider die auswärtigen Feinde auf den Beinen. Der Hochmuth der Soldaten äußert sich aber nicht bloß gegen das titellose Volk, sondern auch gegen geistliche und weltliche Civilbeamte aller Art. Die Soldaten scheinen überhaupt fest

überzeugt zu ſein, daß ihr funkelndes und lärmſchlagendes Daſein der alleinige höchſte Zweck aller Staaten ſei und alle Kräfte derſelben nur deshalb raſtlos wirken und ſchaffen müſſen, um alljährlich das großartige Soldatenſpiel eines Manövers aufführen zu können. In dieſem Dünkel werden die Soldaten leider durch die großen Ehrenvorzüge beſtärkt, welche ihnen von den Monarchen vor allen übrigen Ständen verliehen werden. Das Kleid des Bürgers tragen unſere Regenten nur als Haus- und Schmutzkleid; bei jeder feierlichen Gelegenheit erſcheinen ſie als Soldaten. In den meiſten Staaten herrſcht die wahrhaft beleidigende Gewohnheit, die Rangklaſſen der Civilbeamten, ſogar der Gelehrten, nach denen des Militärs zu beſtimmen. In Oeſterreich iſt der jüngſte, wenn auch unadelige Offizier hoffähig; der älteſte Hofrath, der berühmteſte Profeſſor als ſolcher iſt es nicht. In einem Staate, wo wie in Preußen Heer und Volk völlig eins ſind, bezieht ſich die Auszeichnung eigentlich auf das durch ſeine waffenfähigen Söhne repräſentirte Volk; wo aber, wie in Oeſterreich, die Armee eine ſcharf

geſonderte Kaſte bildet und dem Volke geradezu entgegengeſetzt iſt, da muß die außerordentliche Bevorzugung derſelben alle übrigen Staatsdiener verletzen. Und ſie verdient ſie auch nie und nirgends, denn die Pflicht, der ſie dient, iſt eine allgemeine aller geſunden Männer, die ſich ihr auch mit Freuden hingeben, ſobald es noth thut, und ſie, wie die Erfahrung gelehrt hat, auch ohne vorhergegangenes jahrelanges Einſchulen kräftig und ſiegreich zu erfüllen wiſſen. Es iſt hier nicht der Ort, die Vor- und Nachtheile ſtehender Heere näher zu unterſuchen; ſo viel aber muß geſagt werden: ſie ſind für ſich weder nach innen noch nach außen die erhaltende Kraft der Staaten. Nie und nirgends hat eine Armee für ſich allein einen Thron erhalten, und wenn irgend ein Monarch das Gegentheil erklärt oder erklärt hat, ſo beruht dies auf einer gänzlichen Verkennung ſeiner Stellung und ihrer wahren natürlichen Stützen. Geſtürzt aber haben die Armeen ſchon viele Throne. Ich will hier nicht an die Soldatenempörungen, ſondern an die nicht fernen Beiſpiele erinnern, wo Monarchen im Ver-

trauen auf ihre Waffenmacht Gewaltſchritte gethan und zu ſpät erfahren haben, daß jeder Thron verloren iſt, den nicht das Rechtsgefühl des Volkes ſtützt, daß er verloren iſt, und wenn man auch zu ſeiner Vertheidigung Soldaten aus der Erde ſtampfen könnte.

All dieſe Spaltungen ſind betrübend genug und bergen die ſchlimmſten Keime der Zwietracht, aber ſie verſchwinden in den größeren Riſſen, wodurch die Völker entzweit ſind, die jetzt ſchroffer als je gähnen und den Frieden der Gegenwart zu verſchlingen drohen, ihn in Wahrheit ſchon verſchlungen haben.

Ich will ſie einzeln zu ermeſſen trachten.

Arm und Reich.

Gäben wir die Hälfte dessen,
Was wir, krank uns machend, essen,
Denen, die macht Mangel krank;
Könnten wir und sie gesunden
Und uns für die guten Stunden
Gegenseitig sagen Dank.

Friedrich Rückert.

Wer nicht besitzt, der wird besessen! lautet der Machtspruch des Geschickes, kraft dessen ungeachtet aller großmächtischen Gesetze und Traktate in allen Reichen der Erde Sclaverei herrscht; und die Furien, die den größten Theil der Menschheit Nachts mit bösen Träumen ängstigen, Tags mit dornigten Ruthen geißeln, die Vampyre, die das Herzblut der Völker saugen, die Folterknechte, die nicht den Leib, sondern die Seele und das Herz schrauben und brennen und zerrecken, sind die Nahrungssorgen.

Es iſt fürwahr der ſchmerzlichſte Beweis von der an Nichtigkeit grenzenden Unvollkommenheit des menſchlichen Treibens, daß die kleinen himmelslichten Glanzpünktchen unſerer Entwicklung eine ſo ungeheure höllenſchwarze Schattenſeite haben, daß unmittelbar neben, ja häufig ſogar vor den weltbeherrſchenden und himmelſtürmenden Ideen der thieriſche Hunger die Hauptrolle in menſchlichen Dingen ſpielt.

Ein großer, wenn nicht der größte Theil der Weisheit aller, welche die Menſchheit leiten oder treiben, beſteht von Alters her darin, den Hunger zugleich als Sporn und Zügel zu gebrauchen und nicht zu vergeſſen, daß der Magen den Menſchen zum zahmſten Knechte, aber auch zum reißenden Thiere macht. Oft ſchon iſt der Hunger hochtragiſch über die Bühne der Weltgeſchichte geſchritten; in unſern Tagen bereitet er ſich wieder darauf vor und der nächſte Schauplatz ſeiner Thaten werden die ſtolzen Inſeln der Hungrigen ſein. Die übrigen Reiche und Reichlein aber ſehen mit neugieriger Schadenfreude dem Anfange des

Arm und Reich.

Gäben wir die Hälfte deſſen,
Was wir, krank uns machend, eſſen,
Denen, die macht Mangel krank;
Könnten wir und ſie geſunden
Und uns für die guten Stunden
Gegenſeitig ſagen Dank.

Friedrich Rückert.

Wer nicht beſitzt, der wird beſeſſen! lautet der Machtſpruch des Geſchickes, kraft deſſen ungeachtet aller großmächtiſchen Geſetze und Traktate in allen Reichen der Erde Sclaverei herrſcht; und die Furien, die den größten Theil der Menſchheit Nachts mit böſen Träumen ängſtigen, Tags mit dornigten Ruthen geißeln, die Vampyre, die das Herzblut der Völker ſaugen, die Folterknechte, die nicht den Leib, ſondern die Seele und das Herz ſchrauben und brennen und zerrecken, ſind die Nahrungsſorgen.

Es ist fürwahr der schmerzlichste Beweis von der an Nichtigkeit grenzenden Unvollkommenheit des menschlichen Treibens, daß die kleinen himmelslichten Glanzpünktchen unserer Entwicklung eine so ungeheure höllenschwarze Schattenseite haben, daß unmittelbar neben, ja häufig sogar vor den weltbeherrschenden und himmelstürmenden Ideen der thierische Hunger die Hauptrolle in menschlichen Dingen spielt.

Ein großer, wenn nicht der größte Theil der Weisheit aller, welche die Menschheit leiten oder treiben, besteht von Alters her darin, den Hunger zugleich als Sporn und Zügel zu gebrauchen und nicht zu vergessen, daß der Magen den Menschen zum zahmsten Knechte, aber auch zum reißenden Thiere macht. Oft schon ist der Hunger hochtragisch über die Bühne der Weltgeschichte geschritten; in unsern Tagen bereitet er sich wieder darauf vor und der nächste Schauplatz seiner Thaten werden die stolzen Inseln der Hungrigen sein. Die übrigen Reiche und Reichlein aber sehen mit neugieriger Schadenfreude dem Anfange des

gemachter Fabrikarbeiter, nein, der hilflose Zustand der Armen überhaupt ist es, was alle Staaten der Gegenwart schändet und gefährdet; und daß gerade in den sogenannten großmächtigen, ja sogar in den väterlich und mütterlich regierten Staaten eine so große Menge von Kindern ohne eigene Schuld, ja geradezu von Staats wegen hungern oder wenigstens ein sorgenvolles und freudenleeres Dasein hinschleppen muß, ist eine himmelschreiende Sünde, deren Strafe endlich kommen und um so empfindlicher sein wird, je langmüthiger die Vorsehung mit ihr gezögert hat.

Das künstlich verfeinerte und, wenn man will, verwöhnte Leben des Staates und der durch ihn erzeugten Gesellschaft braucht eine Masse niedrig dienender Kräfte. Damit Tausende in Feinheit und Bequemlichkeit leben und den höheren geistigen Aufgaben der Menschheit nachstreben können, müssen Millionen die härtesten und schmutzigsten Dienste verrichten und fast nur thierisch, ja in der That in vieler Beziehung noch niedriger als thierisch leben.

Ist es nun nicht unsere heiligste Pflicht, ihnen wenigstens dieses leibliche Leben nach Möglichkeit sicher und behaglich zu machen? Können wir weniger thun, als diese uns dienstbaren Mitmenschen so zu pflegen, wie die Thiere, die unsern Wagen, unsern Pflug ziehen? Aber nein, wir thun dieses Allerwenigste nicht! Diejenigen, die unsertwegen die schwersten Lebenslasten tragen, Furcht und Ekel überwinden, alle höhern edlern Genüsse des Geistes und Herzens entbehren und gleichwohl zu ihrer Möglichmachung Gut und Blut beisteuern müssen; sie müssen auch noch leiblichen Hunger leiden, damit wir unsere unnatürlich überreizte und unersättlich gemachte Freß- und Lustgier nähren und kitzeln können.

Man gründet Vereine gegen Thierquälerei, und ich preise sie; aber leben nicht überall neben uns noch Menschen, denen es zehnmal schlechter geht, die zehnmal schlechter behandelt werden als die Thiere? Ich höre die scheinheilig vernünftelnde Entschuldigung: „Das Thier, das uns dient, kann nicht selbst für sich sorgen; aber der

gemachten Fabrikarbeiter, nein, der hilflose Zustand der Armen überhaupt ist es, was alle Staaten der Gegenwart schändet und gefährdet; und daß gerade in den sogenannten großmächtigen, ja sogar in den väterlich und mütterlich regierten Staaten eine so große Menge von Kindern! ohne eigene Schuld, ja geradezu von Staatswegen hungern oder wenigstens ein sorgenvolles und freudenleeres Dasein hinschleppen muß, ist eine himmelschreiende Sünde, deren Strafe endlich kommen und um so empfindlicher sein wird, je langmüthiger die Vorsehung mit ihr gezögert hat.

Das künstlich verfeinerte und, wenn man will, veredelte Leben des Staates und der durch ihn erzeugten Gesellschaft braucht eine Masse niedrig dienender Kräfte. Damit Tausende in Feinheit und Bequemlichkeit leben und den höhern geistigen Aufgaben der Menschheit nachstreben können, müssen Millionen die härtesten und schmutzigsten Dienste verrichten und fast nur thierisch, ja in der That in vieler Beziehung noch niedriger als thierisch leben.

Ist es nun nicht unsere heiligste Pflicht, ihnen wenigstens dieses leibliche Leben nach Möglichkeit sicher und behaglich zu machen? Können wir weniger thun, als diese uns dienstbaren Mitmenschen so zu pflegen, wie die Thiere, die unsern Wagen, unsern Pflug ziehen? Aber nein, wir thun dieses Allerwenigste nicht! Diejenigen, die unsertwegen die schwersten Lebenslasten tragen, Furcht und Ekel überwinden, alle höhern edlern Genüsse des Geistes und Herzens entbehren und gleichwohl zu ihrer Möglichmachung Gut und Blut beisteuern müssen; sie müssen auch noch leiblichen Hunger leiden, damit wir unsere unnatürlich überreizte und unersättlich gemachte Freß- und Lustgier nähren und kitzeln können.

Man gründet Vereine gegen Thierquälerei, und ich preise sie; aber leben nicht überall neben uns noch Menschen, denen es zehnmal schlechter geht, die zehnmal schlechter behandelt werden als die Thiere? Ich höre die scheinheilig vernünftelnde Entschuldigung: „Das Thier, das uns dient, kann nicht selbst für sich sorgen; aber der

Mensch kann es; er ist frei und soll sich sein Glück suchen oder schmieden." — O ihr philosophischen Gleißner! ich will euch den wahren Grund eurer Thierfreundlichkeit sagen: eure Ochsen und Pferde müsset ihr kaufen; die menschlichen Lastthiere aber erschafft euch der liebe Herrgott umsonst, darum ernährt ihr sie nothdürftig nur eben so lange, als ihr sie unmittelbar brauchet, und überlasset sie übrigens ihrem Schicksal.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser Vorwurf weniger dem einzelnen Wohlhabenden und Reichen treffen soll, als vielmehr die ganze Gesellschaft, den Staat. Sein Dasein ist, bedingt und bedingend, die Ursache einer Gütervertheilung, die so ungleich ist, daß für Hunderttausende nichts übrig bleibt als ein getrübter und verpesteter Antheil an Luft und Licht. In der Entwicklung des Staates entwickelt sich die Menschheit zugleich in ihrer edelsten und gemeinsten Wesenheit, zum glücklichsten und elendesten Dasein; und in den Staaten, wie sie jetzt sind, bildet das Elend der Menge die breite Unterlage für das Glück und

Wohlleben weniger. Von allen fordert der Staat Opfer, und mit Recht; aber mit Unrecht fordert er gerade von denen, die am wenigſten von ihm genießen, die größten und ſchwerſten Opfer, fordert von ihnen, daß ſie ſich ihm mit Leib und Seele zu willenloſen Sklaven ergeben.

Warum erſtreckt ſich der menſchenfreundliche Eifer gegen Sklaverei bis nach Afrika und Amerika hinüber, da es doch in ganz Europa und vorzüglich in dem freiheitſtolzen merry Old-England von Sklaven wimmelt? Oder ſind die Millionen niedrig dienender, zu geiſtiger Dumpfheit verdammter, mit Noth ringender und der Willkür filziger Brotherren preisgegebener Arbeiter faktiſch etwas anderes als Sklaven? Hier, ihr Nationalökonomen, hier, ihr Regenten und Regentinnen, hier ſind Räthſel für eure Weisheit, hier tauſend Gelegenheiten eure landesväterliche und landesmütterliche Geſinnung zu beweiſen. Die bürgerliche Geſellſchaft braucht eine Menge von Dienern der mannigfachſten Art, von hohen geiſtigen bis hinab zu den ge-

Wie viel ſchlechter geht es denen, die bei uns die Stelle der alten Sklaven vertreten und, bis auf die Freiheit, ihre Herren zu wechſeln, auch wahrhafte Sklaven ſind! Ich will hiermit keineswegs die Sklaverei vertheidigen und ihre geſetzliche (denn faktiſch beſteht ſie wirklich) Rückkehr wünſchen. Ich würde lieber verhungern, als meine Freiheit opfern; aber es iſt doch im tiefſten Grade traurig, daß die Freiheit unſerer unterſten Stände eben nur darin beſteht, nach Belieben zu verhungern! Es liegt in dieſem harten Ausſpruche leider keine Uebertreibung, denn es kann nachgewieſen werden, daß in Großbritanien und Irland, daß ſelbſt in Deutſchland, ja in dem geſegneten Oeſterreich jährlich tauſende den Hungertod ſterben; freilich nicht plötzlich und augenfällig, aber langſam im elendlichen Hinſiechen wegen unzureichender und ſchlechter Nahrung. Mit der Freiheit haben die modernen Staaten ihren unterſten Dienern kein Geſchenk gemacht, denn ſie gehört ihnen von Gottes und Rechts wegen; wollen wir die alten Heiden wahrhaft übertreffen, ſo müſſen wir gegen unſere armen Arbeiter, nicht etwa wohlthätig,

rein, gerecht und dankbar sein und auf Mittel denken, daß ihnen, die unsertwegen so vieles entbehren müssen, nicht in unglücklichen Zeitläuften geradezu alles fehle.

Nun ja, man hat auf Mittel gedacht, man hat die Noth des Pöbels gnädig erwogen und die christlich-weise Entdeckung gemacht, die Ursache des Uebels sei die Unmäßigkeit des Pöbels. Es ist himmelschreiend. Wir, die wir in beständiger Hoffart, Trägheit, Geilheit und Völlerei schwelgen, wir wagen es, vor den Armen hinzutreten und zu predigen: „Macht keine Mode mit; raucht und schnupft nicht; trinket blos Wasser; seht euch auch für eure Freistunden um einen Nebenverdienst um; heirathet nicht oder erzeugt wenigstens keine Kinder, oder nur eins, höchstens zwei!“ — Die Armen sollen Stoiker, sollen Heilige sein, damit wir desto gierigere Epikuräer sein und unsere liebe Menschlichkeit recht wohllüstig mästen und kitzeln können!

Mäßigkeitsvereine und muckerische Sonntags-

feier werden die wachsende Noth des Volkes nicht bannen. Es ist allerdings tief betrübend und wesentlich schädlich, daß die untern Stände so häufig der Trunkenheit fröhnen, daß sie ihre Feiertage fast nur bei Spiel und Saufgelagen verbringen, aber wisset ihr, warum sie es thun? — Sie wissen bei der geistigen Stumpfheit, zu der sie verdammt sind, mit ihrer Zeit nichts besseres anzufangen, sie berauschen sich, um die Traurigkeit ihres dumpfen mühseligen Daseins zu vergessen, um wenigstens auf Stunden im Rausche frei und glücklich zu sein. Verschafft ihnen ein gehäbigeres häusliches Leben, eine verhältnißmäßige Bildung des Geistes und Herzens und eine gerechtere Anerkennung und Achtung in der Gesellschaft, dann werden sie euren Mäßigkeitspredigten zuvorkommen, dann werdet ihr ihnen den Sonntag als einen Tag der Freude gönnen dürfen, denn es wird eine edle Freude sein, und diese ist auch ein Gottesdienst.

Es gehört unter die vielen Todsünden der britischen Gesetzgeber, daß sie den Volksklassen,

welche die ganze Woche bei mühseliger, oft ungesunder Arbeit zubringen, die freie öffentliche Freude des Sonntags verbieten. Wer sechs Tage hindurch von Vergnügen zu Vergnügen taumelt, der mag am siebenten in sich gehen und Buße thun; wer aber sechs Tage arbeitet, der soll und muß einen Tag der Erheiterung haben. Diese Erheiterung wird ihm aber nicht, wenn er zu Hause sitzt und die Bibel liest, wo er noch überdies beim Evangelisten Markus 2, 27. die Stelle findet: „Und Jesus sprach zu ihnen: der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen.“

Es ist gleißnerische Anmaßung, wenn man die Armen immer auf den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung hinweist. Sie leben ohnehin mehr in und mit Gott als alle übrigen Stände. Daß sie ihr trauriges Geschick mit demüthiger Ergebung in den göttlichen Willen geduldig ertragen, ist ein Seelenadel, der mit allen Herrlichkeiten des Himmels nicht genug belohnt werden kann; wenn aber Reiche und Mächtige sie mit

dem Willen Gottes abfertigen, so ist dies ein Frevel, durch welchen allein das nothwendige Daseyn einer Hölle bewiesen ist. Auf lange hin wird es nicht mehr möglich sein, den grausamen Gegensatz von Arm und Reich durch die Religion der allgemeinen Bruderliebe zu erklären und zu versöhnen, um so weniger, da die Armen täglich sehen können, wie selbst die Kirche, die sich doch vorzugsweise eine liebreiche Mutter der Armen nennt, dem Reichthum huldigt und die Armuth gering ansieht und vornehm gnädig abfertigt. Wie schmerzlich auffallend ist dies selbst in dem sonst so gemüthreich frommen Oesterreich, mit welcher Bitterkeit müssen es dort die Armen sehen, daß sie von der Last und Schmach ihres Elends bis in den Tod verfolgt werden, der doch nach der Lehre der Kirche alle gleich machen soll. Während die Leiche des Reichen unter Glockenklang, Klagemusik- und Liederschall bis an die Stufen des Hochaltars getragen, von mehreren Priestern, im reichsten Ornate, empfangen, mit goldgestickten Tüchern bedeckt, mit zahlreichen Lichtern umgeben, in Weihrauchwolken gehüllt, mit langen lauten

und feierlichen Gebeten geſegnet und dann im langſam pomphaften Zuge zu Grab getragen wird, muß die Leiche des Armen gleich unter oder gar vor dem Thore der Kirche ſtehen bleiben; ein vergilbtes, zerriſſenes Bahrtuch bedeckt ſie; ein Prieſter, im dürftigſten, oft ſchmutzigen Ornate kommt, murmelt eilig die vorgeſchriebenen Gebete herab, zählt faſt die Tropfen des Weihwaſſers und die Körner des Weihrauches, die er dem Armen ſpendet, ſchlägt mit läſſiger Hand das Kreuz über ihn und überläßt ihn den betrunkenen Trägern, die ihn ſo haſtig fortſchleppen, daß ſeine Angehörigen kaum folgen können. Und ſelbſt für dieſe empörend karge Leiſtung läßt ſich die Kirche, zu welcher ihr Stifter durch den Evangeliſten Mathäus 10, 9. ſpricht: „Umſonſt habt ihr es bekommen, umſonſt gebet es auch“ — eine bedeutende, für viele unerſchwingliche, Summe zahlen. Für wen ſie nicht erlegt wird, den ſchleppt man in die Leichenkammer des Krankenhauſes; dort wird er mit vielen andern Leichen zugleich in Bauſch und Bogen kurzweg eingeſegnet, dann in der Nacht auf den Kirchhof geführt und ohne

Sarg, nackt*) in eine große gemeinschaftliche Grube geworfen, wenn ihn nicht etwa die Beschaffenheit seiner Krankheit oder seines Leichnams überhaupt befähigen, dem Staate noch im Tode zu frohnen und unter die Secirmesser der Mediziner zu gelangen. In England verkaufen zuweilen Verbrecher ihren Leichnam an die Anatomen. In Oesterreich würde dies mancher ehrliche Familienvater gewiß gern thun, um seiner Familie einige Gulden zu hinterlassen. Allein das geht nicht an; die Spitaldiener aber verkaufen die Leichname der Armen stückweis, nach für die einzelnen Glieder festgesetzten Taxen, an

*) Manchmal sind die Angehörigen des Verstorbenen wohl nicht im Stande, die Begräbnißtaxe zu zahlen, könnten aber doch einen Sarg oder wenigstens einen Sack für die Leiche erschwingen. Allein dies wird ungeachtet der dringendsten und schmerzlichsten Bitten nie gestattet. „Entweder die ganze Begräbnißtaxe bezahlen oder nackt begraben lassen!“ heißt es in solchen Fällen. Es ist unaussprechlich, wie viel bitterstes Herzleid diese grausame Zwangsmaßregel in tausend und tausend arme Familien bringt und gebracht hat.

die Studenten, und treiben alſo einen förmlichen Handel mit Menſchenfleiſch!

Man glaube ja nicht, daß dieſe und hundert ähnliche Erfahrungen ohne Einfluß auf die Stimmung des Volkes bleiben. Man ſündigt überhaupt zu viel auf die Gedankenloſigkeit und Stumpfheit des gemeinen Volkes. Ich erinnere hier an das herrliche Wort des edlen Börne: „Der Menſch, ſo gemein auch ſein Treiben ſei, lebt in Ideen; bis in den Sumpf ſpiegelt ſich der Himmel.“ Gerade in den unterſten Ständen wird Recht und Unrecht am lebhafteſten empfunden, und wenn heute das Urtheil der Vernichtung über die laſterhaften Großſtädte geſprochen würde, ſo wären eben nur unter den ärmſten Ständen die Gerechten zu finden, um derentwillen wir Schonung erflehen dürften. Und für den Armen, vom Schickſal Mißhandelten, iſt die Tugend ein Verdienſt; für das gehätſchelte Schoßkind des Glückes iſt ſie nur Pflicht und Schuldigkeit. Das wenigſte alſo, was die unterſten Stände fordern können und was ſie auch wirklich

mit ſtillem, hie und da mit lautem Grollen fordern, iſt, daß ſie nicht von denen hochmüthig verachtet werden, für die ſie die ſchwerſten Laſten des Lebens tragen. Man höre um des eigenen Wohles willen bei Zeiten auf, durch kränkende Geringſchätzung den Groll des Pöbels zu nähren; man höre auf, mit verächtlichem Ekel von den Hefen des Volkes zu reden; man hüte ſich, dieſes Gleichniß zu gebrauchen, denn wenn die untern Stände die Hefen des Volkes ſind, ſo müßten die obern der Abſchaum ſein.

Man ſpotte und verachte nicht tollkühn, man bemitleide nicht unthätig; man thue etwas, um den feindlichen Gegenſatz von Arm und Reich zu mildern, damit er nicht um ſich greife und endlich zum verderblichſten Kriege aller Beſitzloſen gegen alle Beſitzenden überhaupt werde. Man tröſte ſich in Deutſchland, in Oeſterreich nicht damit, daß das Uebel noch nicht ſo groß ſei, wie in England; man thue bald etwas dagegen, ſo lang mit Wenigem noch viel geholfen und das Wenige dankbar empfangen wird.

Es liegt nicht im Plane dieſer Artikel, Vorſchläge zu machen, die ohnehin als Hirngeſpinſte eines unpraktiſchen Privatmannes verachtet würden. Nur einige allgemeine Grundſätze will ich ausſprechen:

Regieret mehr nach innen als nach außen, und wohlfeiler, um Gottes willen, wohlfeiler! Wollet nicht ernten, wo ihr nicht geſäet habet. Wenn ihr für euch das Recht in Anſpruch nehmt, überall, wo etwas iſt, etwas zu nehmen, ſo anerkennt auch die Pflicht, dorthin, wo nichts oder zu wenig iſt, etwas zu geben. Regelt euer Beſteuerungsweſen, welches, eben weil ihr es verhältnißmäßig nennt, im ſchreiendſten Mißverhältniß zu den Kräften des Volkes ſteht. Aendert es nach dem Grundſatz: von wenigem wenig genommen, thut weher als von vielem viel. Laſſet das Chriſtenthum in ſeiner praktiſchen Bedeutung für Wahrheit werden.

Adel und Bürgerthum.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Schiller.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen.

J. Ch. Freiherr v. Zedlitz.

Der ruhelose Verstorbene, der — beiläufig gesagt — in der That bald bei lebendigem Leibe zu den Verstorbenen gehören wird, ruft irgendwo seinen Standesgenossen zu: „Unsere Zeit ist vorüber, nun ist die Zeit des dritten Standes!“ Obwohl nun weder der Adel über diese Indiskretion des fürstlichen Touristen verzweifelte, noch der dritte Stand durch diese durchlauchtige Anerkennung übermüthig wurde, so liegt in jener

leicht hingeworfenen Phraſe doch eine Wahrheit, die von allen Adeligen, die nicht blind ſind, mit ſchmerzlicher Ahnung, und von allen Bürgerlichen, die nicht feig ſind, mit ſtolzer Hoffnung empfunden wird. Ja, die Zeit des Adels iſt vorüber, in ſofern wenigſtens gewiß, daß er überall, wo ein wirklicher Bürgerſtand lebt, nicht mehr eigentlich, ſondern nur figürlich an der Spitze des Volkes ſteht, daß er ſelbſt dort, wo er der Form nach noch herrſcht, der Sache nach von der unwiderſtehlichen geiſtigen und phyſiſchen Macht des Bürgerthums beherrſcht wird. Es kann kein Zweifel obwalten über die Dinge, die da kommen werden. Wenn auf der einen Seite ſtarres Verknöchern und Verſchrumpfen, auf der andern raſtlos neues Entfalten und Verjüngen iſt, dann muß hier ewiges lebendiges Leben, dort höchſtens ein erkünſteltes Scheinleben die nothwendige Folge ſein. Wenn man die Juden die lebendigen Mumien des Alterthums nennt, ſo ſind die Altadeligen mit den Mönchen die Geſpenſter des Mittelalters, die zur Strafe für die Sünden ihres Standes verdammt ſind, lichtſcheu im Lichte der neuen Zeit

zu wandeln, den Glanz ihres Ruhmes darin erbleichen, die Zwingfesten ihrer Uebermacht brechen zu sehen, ja sogar selber an ihrer Vernichtung zu arbeiten. Sie leben nicht in der Zeit, sie baumeln in qualvoller Schwebe zwischen den Zeiten. Zurück können sie nicht, vorwärts wollen sie nicht, und in der Spalte droht Zermalmung. Ueber dem Haupte des Adels mit den Gewaltrechten, die er hatte und behalten oder wieder erringen möchte, hängt das Schwert des Verhängnisses, und der Adel selbst wird das Haar zerreißen, an welchem es hängt.

So spricht der entschiedene offene Feind des Erbadels, der so lange Jahrhunderte hindurch wie ein ängstigender, erstickender Alp das Erwachen des Volksgeistes hemmte; jeder Bürgerliche aber, der keine Knechtseele ist, muß ein entschiedener Feind jenes Standes sein, dem alle übrigen Stände so lange zum Fußschemel dienen mußten. So spricht auch jeder unbefangene Beobachter die Zeitbewegung überhaupt; so beurtheilen die einsichtsvolleren edleren Adeligen selbst die Zukunft ihres Standes.

Ein Kampf zwiſchen Adel und Bürgerthum iſt nicht vonnöthen und wird in der That auch faſt nirgends gekämpft. Die Bürgerlichen brauchen, die Adeligen wagen ihn nicht. Das Bürgerthum kann ruhig ſeine Bahn verfolgen, ſein Gang iſt unhemmbar und jeder Schritt eine Welteroberung. Der Adel ſieht und erkennt dies. Zaghaftigkeit und Stolz hindern ihn, ſich dem mächtigen Strome des Volkslebens zu vertrauen, er ſucht daher Inſeln in demſelben zu bilden, ſie mit ängſtlich aufgerafftem alten Rüſt- und Schanzzeug zu verrammeln und ſich dahinter in trägſelige Sicherheitsträume zu lullen. Unſer Lebensſtrom wird dadurch zwar hier und da verunſtaltet, getheilt, zu Umwegen gezwungen; aber ſeine Fluthen ſteigen ſtündlich; ſeine Quellen ſind die unerſchöpflichen Tiefen menſchlicher Denk- und Thatkraft; wen er nicht trägt, den verſchlingt er.

„Das Ewige regt ſich fort in allen,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.“

Goethe.

Aber von Befangenen und Unbefangenen hört man die beſorglichen Fragen: Iſt der Adel nicht, wenn auch verunſtaltend und verengend, doch ein Grund- und Tragſtein unſeres Staatsgebäudes? Wird es nicht wanken und ſtürzen, wenn dieſer Stein gelockert oder ausgebrochen wird?

Ehrliche und unehrliche Stimmen antworten hierauf: „In Monarchien iſt der Erbadel eine abſolute Nothwendigkeit; er bildet das conſervative Prinzip, den Damm, an welchem ſich die verderblichen demokratiſchen Wogen brechen.“ — Vor dieſer Nothwendigkeit beugen ſich blindgläubig viele Bürgerliche; auf ſie ſündigen die Adeligen, und ſelbſt die beſten aus ihnen tröſten ſich mit ihr, wenn ihnen in lichten Augenblicken ihre Vorrechte als Unrecht gegen die Menſchennatur erſcheinen. Aber dieſe ſo ſchreiend verkündigte Nothwendigkeit iſt von der einen Seite Lüge, von der andern Einbildung. Der Adel als ſolcher iſt nie eine politiſche Nothwendigkeit geweſen und iſt heutzutage das äußerſte Gegentheil einer Nothwendigkeit. Selbſt in den Zeiten ſeiner Ent-

ſtehung und Blüthe war er nicht als Adel-, ſondern als Wehrſtand eine nothwendige Kraft im Staate. Damals, wo Gewalt für Recht galt, wo das Schwert regierte, war es gerathen und nothwendig, die Schwertträger an ſich zu feſſeln und ihnen ſo viel zu geben, daß ſie darauf vergäßen, alles zu verlangen. Allein was der damalige Gewaltzuſtand entſchuldigte, kann doch in unſerm Rechtszuſtande nicht gerechtfertigt erſcheinen. Heutzutage regiert das Recht, und Würdenträger und Vertheidiger des Rechtes ſind alle rechtlichen Menſchen.

Der Adel als ſolcher iſt keine Stütze, höchſtens ein Zierrath des Thrones. Es ſtünde ſchlecht um das monarchiſche Princip, wenn es durch das Inſtitut des Erbadels geſtützt werden müßte. Das monarchiſche Regentenrecht iſt eine relative Nothwendigkeit der Vernunft; die Vorrechte des Erbadels aber ſind abſolut vernunftwidrig. Es iſt eigennützige Lüge, wenn die Adeligen zu dem Monarchen ſagen: „Nach demſelben Rechte, wie ich meinen Adel, haſt du deinen Thron geerbt;

wenn du mein Recht nicht respektirst, so wird das Volk auch das deinige nicht respektiren.“ Schon diese anmaßende Gleichstellung zeigt, daß der Adel dem Throne eher gefährlich als nützlich ist. Das Adelsrecht ist ein Gnadengeschenk des Monarchen, wie kann es also zwischen ihm und dem Regierungsrechte des Monarchen eine Analogie geben? Diejenigen Monarchen, die an eine solche Analogie glauben und sich dadurch zur ängstlichen Aufrechthaltung oder gar zur neuen Begründung der Adelsvorrechte verleiten lassen, sind wahrlich noch nicht zum Bewußtsein der Fülle und Erhabenheit ihres Rechtes gekommen. In der geregelten Erbmonarchie ist trotz dieser Benennung nur höchst uneigentlich von einem Erbrecht die Rede, weil der Monarch nie stirbt. Er ist das lebendige Gesetz, das personifizirte Recht, der concentrirte Wille der frei-vereinigten Mehrheit des Volkes und daher mit dieser Mehrheit unsterblich. Ihm gegenüber sind in der That und sollen auch gesetzlich lauter gleiche Unterthanen sein; Theilnahme an der Regierung, Talent, Besitz und Beschäftigung werden die

natürliche ständiſche Sonderung und Gliederung bilden; jede andere iſt unnatürlich und ungerecht, und ſomit nicht nur überflüſſig, ſondern verderblich. Der Thron muß im Herzen und in der Vernunft der großen Volksgemeine wurzeln, dann ſteht er feſt und ewig; glaubt man ihn auf die Gaukelleiter privilegirter Geburten geſtützt, ſo macht man ihn gleich dieſen zur windigen Gaukelei. Im Volke, welches ſich im Monarchen ſelbſt verherrlicht, in ſeinem höchſten Gedanken und ſtolzeſten Bewußtſein repräſentirt ſieht, im Volke allein iſt alle Macht und Herrlichkeit des Thrones, nicht in der aus dem lebendigen Ganzen ausgeſchnittenen Adelskaſte, welche es oft genug frech ausgeſprochen und durch Hochverrath aller Art bewieſen hat, daß ſie kein Vaterland habe, ſondern einen über die ganze Welt verbreiteten Orden bilde, der lange vor den Jeſuiten jeſuitiſch wirkte und noch heutzutage die fluchwürdigen Grundſätze dieſer Frevlerbande ausübt.

Ein wahrer Bürgerkönig (nur nicht nach franzöſiſchem Zuſchnitt) iſt allerdings möglich,

und er wird unter lauter Bürgern ſicherer und mächtiger regieren, als unter den eiferſüchtigen Großen, die ihn immer nur als den erſten unter ihres Gleichen erkennen, die ſich an ihn drängen, nicht um ihn zu unterſtützen und zu vertheidigen, ſondern um ihn in ihrem engen Geſichtskreiſe gefangen zu halten und zu beherrſchen; die ſich nie als Vermittler, ſondern immer als Entzweier zwiſchen Thron und Volk ſtellen, um bei dieſer Entzweiung von beiden Seiten Nutzen zu ziehen.

Dem Adel liegt an der Erhaltung ſeiner Privilegien, nicht des Thrones, er vertheidigt ihn daher nur ſo lange, als er eine Quelle und Stütze derſelben ſein will und ſein kann, und verläßt oder bekämpft ihn, ſobald dies nicht mehr der Fall iſt. Das Volk dagegen vertheidigt ſeinen volksthümlichen Thron, wie ſein eigenes Leben. Nie und nirgends hat der Adel ſo für einen Thron gekämpft, wie die Tiroler für den ihrigen. Es iſt in der That unbegreiflich, wie noch immer ſo viele Monarchen das Produkt ihrer Gnade und Laune, den Adel nämlich, für eine Stütze

ihrer Macht halten können. Je mehr sie ihm geben, desto mehr bestärken sie ihn in dem Wahne, es sei dies alles nur eine von Furcht abgedrungene Abfindung für die Ansprüche auf Unabhängigkeit, die jede alte Familie so gut wie die regierende habe. Je näher man den Adel dem Throne stellt, desto widerstrebender beugt er sich vor demselben, und mancher Günstling begnügt sich mit dem Sitze unter oder neben dem Throne nur in der tröstlichen Ueberzeugung, daß er mittelbar doch auf dem Throne sitze, daß ihm nämlich der Throninhaber als Kissen diene. Weitaus die meisten Fälle des Hochverraths wurden und werden von Adeligen begangen. Nie hat der Bürgerstand als solcher mit dem Feinde conspirirt, wie es der Adel so oft gethan hat. Er gehorcht bei gleichen Privilegien lieber dem Fremden als dem Stammverwandten; die Völker dagegen erdulden lieber den ungerechten Druck der einheimischen Regierung, als sie sich von Fremden, von Feinden befreien und beschenken lassen. Die Geschichte beweis't es auf tausend Blättern, daß die Throne am häufigsten durch

die Magnaten bedroht und gestürzt, daß die Conflikte zwischen Thron und Volk fast immer durch das falsche Zwischenspiel des Adels veranlaßt wurden. Nur aus Furcht vor der Demokratie schmiegt sich der Adel an die Monarchie; in seinem Wesen ist er keineswegs monarchisch, sondern oligarchisch gesinnt, und wenn er die Macht hätte, so würde die Welt alsbald nur venetianische oder noch scheußlichere Republiken haben. Wahrlich, die vernünftige, die christliche Monarchie soll demokratisch sein. Es ist Irrthum und Lüge, das monarchische und demokratische Princip seien unvereinbar. Was kann ein Monarch größeres und mächtigeres sein als der erste Demokrat. Ist er es, dann ist er Kopf und Herz des Volkes, dann steht er zugleich in und über dem Volke, dann ist er mit dem Volke eins. Kein Volk strebt nach Anarchie, am wenigsten ein demokratisch freies und gleiches. Es sieht alles Große, Mächtige, Edle und Heilige der Volkskraft auf dem Throne vereinigt, es ehrt sich in seinem Monarchen selbst; sie leben wechselweise in und durch einander; und wie sich der Mensch durch

ſein edleres Bewußtſein ſelbſt beherrſcht, ſo beherrſcht ſich das freie Volk durch den Monarchen, der ihm der Träger, Verkünder und Vollſtrecker des Mächtigen, Rechtlichen und Göttlichen der Volksgeſinnung und des Volkswillens iſt. Dies iſt die Monarchie in ihrem reinſten Weſen, und wenn ſie ſo ſein ſoll, muß ſie demokratiſch ſein. Wo der Monarch nur der erſte Ariſtokrat iſt, wo zwiſchen ihm und dem Volke die Zwiſchenmacht der privilegirten Kaſte beſteht, da iſt das organiſche Wechſelleben zwiſchen Thron und Volk aufgehoben, da ſteht der Monarch nicht an der Spitze des Volkes, ſondern dem Volke gegenüber, und die Erfahrung zeigt es bis zu dieſer Stunde, daß in ſolchen Staaten Regierung und Volk verſchiedene Wege gehen, die je länger je weiter auseinander laufen und zuletzt nicht mehr vereinigt werden können. Wenn daher die Völker von der Beſchimpfung und dem Drucke, die ſie durch die Adelsvorrechte erleiden, befreit ſein wollen, ſo haben ſie nicht blos ihr eigenes Intereſſe, nein, auch das der Throne im Auge. Es handelt ſich hier in der That um eine Emancipation der

Monarchen, denn bis zur Stunde ſtehen alle unter der Vormundſchaft des Adels.

Dies iſt die ernſte, ſtrenge Seite der Sache. Die Privilegien des Adels, die das Ehrgefühl des Volkes kränken, die Lebensentwicklung desſelben hemmen, die Würde der Menſchennatur beleidigen, ſollen und müſſen fallen; im übrigen aber ſoll unſern hochgebornen Mitmenſchen kein Leid widerfahren. Die bürgerliche Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit weiß das Weſen von den Zufälligkeiten und Nebendingen zu unterſcheiden. Die adeligen Familien ſind einmal da; es knüpfen ſich an ihre Namen zum Theil glorreiche Erinnerungen, und der alte Geburtsadel iſt an und für ſich leidlicher, ja poetiſcher als der neue Geldadel, der das Reich Israel wieder herrſchend und ihm alle chriſtlichen Reiche, ſelbſt den heiligen Kirchenſtaat zinspflichtig macht. Die adeligen Familien mögen alſo bleiben und ihre Stammbäume, Diplome, Titel, Wappen, Ceremonien und — verſteht ſich — auch die Haupſtütze ihres Glanzes, ihr Vermögen behalten. Im übrigen

aber ſollen ſie uns gleich ſein; falls es ihnen nicht belieben ſollte, uns geiſtig zu überflügeln, was ſie in ihrer begünſtigten Lage ſchon längſt hätten thun ſollen. Zur Zeit des Fauſtrechtes waren ſie die leiblichen Vorkämpfer der Völker, was hindert ſie, nun in der Zeit des Geiſtrechtes unſere geiſtigen Führer zu ſein. Sie mögen es werden! Auf dem weiten Felde freier Entwicklung iſt Raum für jede Kraft und jedes Streben.

Viel Geſellen ſind geſetzet,
Keiner wird gering geſchätzet,
Und wer kann, ſoll Meiſter ſein.

Rückert.

Sind wir etwa gegen einen Hochadeligen, der ſich irgendwie auszeichnet, ungerecht? Im Gegentheil, wir bewundern und preiſen ihn mehr, als einen der Unſrigen, der daſſelbe gethan. Alle Welt ſagt: Seht, das iſt ein Graf oder ein Fürſt und ſo tüchtig! Uebrigens wird ihnen ihre alte Geburt in den Augen vieler, vielleicht der meiſten, immer noch einen tüchtigen Nimbus ver-

leihen und auch an Schweifwedlern und Speichelleckern werden sie bis zum Ende der Tage schwerlich einen Mangel haben.

Damit aber sollen sie sich begnügen und bei Zeiten aufhören, mit so empörendem Hochmuth auf uns herabzusehen, die wir als bloße Menschen auf die Welt gekommen sind. Sie sollen aufhören, von ihrem besseren Blut zu reden, weil wir sie sonst fragen müßten, wie es um ihr Blut stünde, wenn die bürgerlichen und bäuerlichen Ammen nicht wären; anderer Zuflüsse zu geschweigen. Sie sollen ferner gütigst bedenken, daß wir die ungeheure Mehrzahl ausmachen, daß wir alle Macht und alle Intelligenz besitzen, daß alles Nützliche, Große und Schöne, was die Welt besitzt, von unserm Stande vollendet wurde; daß sie selbst alles, was sie wissen und können, uns verdanken, daß sie somit an Leib und Seele unsere Creaturen sind.

Wir Bürgerlichen aber wollen den Adeligen freundlich entgegenkommen und ihnen ihre Meta-

morphoſe erleichtern. Schon der volksthümliche Bürger ſang uns:

»Der Großen Hochmuth wird ſich geben,
Wenn unſre Kriecherei ſich gibt.«

Wir wollen alſo ſtolzer ſein, dann werden die Großen, ohne daß es ihnen weh thut, demuthiger werden. Es fällt ihnen ſchwer, zu uns herabzuſteigen; wir wollen ihnen die Mühe dadurch erſparen, daß wir zu ihnen hinaufſteigen. Wenn wir ſie aber erreicht haben, dann hüten wir uns, ſie an Thorheit und Hoffart zu übertreffen. Behalten wir unſern Bürgerſinn, unſern Bürgerſtolz, unſere Bürgerluſt. Eins aber lernen wir von den Adeligen — Zuſammenhalten.

Frei und unfrei.

Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Schiller.

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluß;
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß.

Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brodt,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth.

Uhland.

Der goldne Schild der Wahrheit und Güte bleibt; ihre Streiter können persönlich fallen, aber ihr Sieg ist wachsend und unsterblich.

Herder.

Man erzählt von dem verstorbenen Kaiser von Oesterreich, er habe in den letzten Jahren seines Lebens geäußert, daß er mit Mißfallen an sich

bemerke, wie er von Jahr zu Jahr wider Willen liberaler werde; und zu mir selbst sagte eine hellsehende Fürstin, es sei entsetzlich, wie der Zeitgeist alle ohne Ausnahme mit fortreiße, wie er sich schon in den kleinen Kindern durch keckeres Urtheilen und waghälsige Opposition äußere. In beiden Beobachtungen liegt eine sehr lehrreiche Wahrheit. Ja, der Liberalismus rollt im Blute der Generation; die Sehnsucht nach Freiheit ist der Herzschlag unserer Zeit; die Hoffnung der Freiheit ist der Frühlingsodem, der alle edlen Seelen erquicket. Das ist eben die göttliche Urkraft der Wahrheit, daß sie endlich alle durchdringt und selbst ihre schlimmsten Widersacher zwingt, sie, wenn auch knirschend, anzuerkennen und anzubeten.

Es gibt viele friedlich wohlmeinende Seelen, die im Vertrauen auf diese Sieghaftigkeit der Wahrheit, den Rath geben, man möge also die Wahrheit nur ruhig fortwirken lassen, sie werde auf natürlichem Wege friedlich ohne Unordnung und Unheil zur Geltung gelangen. Allein diese

guten Seelen befinden sich in Bezug auf den natürlichen Gang menschlicher Entwicklung in einem wesentlichen Irrthum. Was in Betreff wichtiger Lebensveränderungen von dem einzelnen Menschen gilt, das gilt von den Völkern, von der Menschheit. Die Idee des Neuen blitzt in der Seele auf; anfangs von Zweifeln und Irrthümern umdämmert, mit feindseligen Nebeln ringend, wird sie immer klarer und heller, bis vor ihrem Lichte der Wille erwacht. Auch er kämpft eine Zeitlang mit Hemmnissen feindlicher und freundlicher Art, allein wenn das Licht, das ihn weckte, von seinem Lebenssterne leuchtet, so ruft es bald mit tausend Stimmen in ihm: du mußt! und nun ist es nicht mehr möglich, Schritt für Schritt in den neuen Zustand zu treten; nun muß man hinein springen. Jeder Mensch, der ein lebendiges Leben, jedes Volk, das eine Geschichte hat, bestätigt dies.

Auch wir sind an dieser Sprungstelle angekommen. Hier ist kein Bleiben; wir müssen hinüber, oder weit, weit zurück. Wir dürfen nicht

zaudern, den Sprung zu wagen, weil er hie und da bereits verſucht und zu kurz oder zu lang gemacht wurde. Springen wir! Laſſen wir niemand zurück! Gleichen wir dem Gewaltigen unſers Heldenliedes, faſſen wir mit ſtarken Armen die Furchtſamen und die Eigenſinnigen und ſelbſt die Feindſeligen und tragen wir ſie im Sprunge hinüber. Wenn dabei einige erdrückt werden, ſo iſt es ihre Schuld. — Oder ſind wir vielleicht ſchon geſprungen, und fehlt nur das Bekenntniß und die Anerkennung des Sprunges? Haben wir vielleicht während des Springens die Augen zugemacht, und wagen noch nicht, ſie wieder zu öffnen?

Es iſt wahr — und jedes edle Gemüth empfindet dieſe Wahrheit mit ſchmerzlichem Bedauern — bei jedem ſolchen Sprunge muß manches zarte, manches feſte Band zerreißen, vieles und viele müſſen verletzt werden; einzelne Menſchen wie Völker machen den Sprung mit blutendem Herzen. Aber ſie dürfen ſich mit dem Gedanken tröſten:

„Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte!“

Es ist nun einmal eine jener ewigen Fügungen, unter deren unbegreiflicher Gewalt wir zittern, daß mit jedem Fortschritt vieles zertreten werden muß. Aber ein Stillstand ist nicht gestattet, und der Rückschritt zertrümmert noch mehr; zertrümmert alles — das Selbstgefühl und das Bewußtsein der gottentsprossenen Kraft und Würde. In dem rastlosen Weiterstreben äußert sich ja eben das Göttliche in uns, und Gott selbst schreitet in seiner Weltwerdung über die Trümmer von Schöpfungen zu neuen Schöpfungen.

Die Freiheit ist kein Hirngespinst neidischer und ehrgeiziger Neuerer, wofür sie so gern ausgegeben wird; sie ist — wie Montesquieu eben so wahr als französisch sonderlich sagt: „in den deutschen Wäldern erfunden worden.“ Sie schlummerte hierauf Jahrhunderte lang unter der Asche, die der Glaubens-, Buß- und Duldungseifer der Zeit auf sie häufte, und nur in den Ahnungen weniger Denker, in den Liedern einzelner Sänger offenbarte sich's, daß der Himmelsfunke nicht

gänzlich erloschen. Plötzlich brach er durch die Asche, verzehrte sie und loderte in kirchlicher Hinsicht himmelan; allein die Flamme dieser kirchlichen Freiheit diente nur dazu, um darin die Ketten der bürgerlichen Knechtschaft noch fester zu schmieden. Endlich kam die politische Freiheit durch die Philosophen der neuen Zeit zum klaren Bewußtsein der Menschheit, und wurde unmittelbar darauf zur That; und so groß, so heilig war ihre Macht, daß nicht die Völker, denen man es als Eigennutz und Widerspänstigkeit vorgeworfen hätte, nein, daß Monarchen, absolute Monarchen die ersten Verehrer, Prediger und Märtyrer der Freiheit waren. Friedrich der Große und Joseph, der alle österreichischen Regenten um eine volle Himmelshöhe überragt, der unter einer langen Reihe kleingläubig befangener und furchtsam gutmüthiger Kaiser der einzige hellsehende und edel thatkräftige Mensch war, diese beiden Monarchen unterwarfen freiwillig ihre unumschränkte Herrschergewalt dem Dienste der Freiheit, und vieles, was sich das französische Volk bald darauf im

blutigſten Schreckenskampfe eroberte, wurde von den beiden deutſchen Selbſtherrſchern, namentlich von dem hochherzigen Joſeph, freiwillig, aus reiner Begeiſterung für die Würde der Menſchennatur, gegeben.

Das ſchlimmſte Unglück für die Sache der Freiheit war und iſt es, daß ſich zuerſt das franzöſiſche, oder eigentlich das pariſer Volk zu ihrem Kämpfer aufwarf. Für jene leichtfertige, entſittlichte, gemüth- und gottloſe Bevölkerung wurde das Licht der Aufklärung zur Mordbrennerfackel, die edle Begeiſtrung des Jahrhunderts zum viehiſchen Rauſche, zur grimmigen Raſerei. Man kämpfte für die Würde und Hoheit der Menſchennatur und offenbarte ſie dabei eben in ihrer fürchterlichſten, beſtialiſchen Seite, die jeden Zwang als gerechtfertigt, ja als geboten erſcheinen laſſen muß. Ich weiß und bekenne es, auf wichtigen Standpunkten der Geſchichte darf man nicht in ſchwächlicher Empfindelei vor jedem Blutstropfen, vor jeder Todeswunde ſchaudern. Gewiß und

anerkannt ist es, daß an den Gräueln der französischen Revolution auch das Regierungs- und Hofsystem wesentlich mitschuldig ist; aber eben so wenig kann geläugnet werden, daß sich keine Regierung der Welt so volksthümlich entwickelt hatte, wie die altfranzösische, daß der damalige Hof und das damalige Cabinet von Paris mit ihren Ränken und Lastern in der That nur die Blüthe des französischen Nationalcharakters waren. Ich weiß auch, daß durch die Revolution, ungeachtet ihrer Schreckniſſe, doch unendlich viel Gutes gegründet worden; dennoch darf es niemanden verargt werden, wenn er vor diesen Schreckniſſen zurückschaudert, wenn er durch die schmerzliche Erfahrung, daß die edelste Idee der Menschheit in ihrer Ausführung solche wahrhaft teuflische Schändlichkeiten veranlaßte, zu der verzagenden Ueberzeugung gezwungen wird: „Es geht nicht!“

Alle edlen Menschen, nicht nur aus dem Volke, nein auch auf und neben den Thronen glühten damals für die Freiheitsidee, durch welche

ja die Menschheit verherrlicht, in ihrer Gottähnlichkeit bewiesen werden sollte; alle aber mußten sich mit blutendem Herzen von der fürchterlichen Wirklichkeit wegwenden und in Scham und Verzagniß das Geständniß seufzen, daß die herrliche Idee der Freiheit nicht zu verwirklichen sei. Hätte das philosophische Jahrhundert nicht einen so blutigen Ausgang gehabt, gewiß wäre die Philosophie in ihrer Anwendung auf das bürgerrechtliche Leben jetzt schon zur herrschenden Geltung gelangt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch Kaiser Franz von Oesterreich, der ja ein Liebling und Schüler Josephs war, ihn seinen zweiten Vater nannte, ihm ein freisinnig redendes Denkmal setzte, daß auch er im Geiste Josephs regiert hätte, wäre er nicht von den Schrecken der französischen Revolution überwältigt und zu dem ehrlichen Glauben gebracht worden, der Fortschritt führe Völker und Fürsten ins Verderben. Das ist die schwere Todsünde der Franzosen, und sie setzen dieselbe bis auf den heutigen Tag fort, durch den theils lächerlichen, theils niederträchtigen Gebrauch, den sie von ihrer Scheinfreiheit machen,

wodurch sie den Feinden der Freiheit Veranlassung zu lügnerischem Vorwand geben, und die Freunde derselben zu furchtsamer Verzichtleistung verleiten. Aber hieraus fließt eine doppelte heilsame Lehre: für uns, die wir nach Freiheit ringen, und für die, welche die Freiheit geben können. Berufen wir uns bei unserm Streben nach politischer Freiheit nicht auf das Beispiel Frankreichs; erklären wir laut und allgemein, daß wir nicht nach französischem Muster und noch weniger durch französische Hülfe und Gnade frei sein wollen. Wir wollen eine nationale Freiheit; sie soll in dem gottgesegneten Boden unseres Volkslebens wurzeln, einen Stamm treiben wie die Eichen unserer Wälder, und als höchste und schönste Blüthenkrone das volksthümliche freie Herrscherrecht tragen. Mit deutscher Nüchternheit und Mäßigung wollen wir die Früchte dieses Freiheitsbaumes genießen; sie werden uns verjüngen und begeistern, nicht wahnsinnig und rasend machen. Mögen die Fürsten diesem Freiheitswunsche, der in allen edlen Herzen glüht, nicht länger entgegen sein,

mögen sie uns nicht länger das höchste Nationalgut verweigern, mit welchem dem Volke wie dem Throne der Schmuck der höchsten Ehre fehlt! Diese Verweigerung ist schuld, daß der Nationalfeind noch immer auf Sympathien unter uns zählt und leider zählen darf, daß deutsche Stämme sich mit Stolz Franzosen nennen, weil sie als Franzosen freier sind, als ihre deutschen Brüder; diese Verweigerung könnte im kritischen Augenblicke bewirken, daß die Räuberscharen des Erbfeindes wieder als Befreier begrüßt würden, daß viele edle Deutsche sich aus Verzweiflung in Frankreichs Arme würfen. Wir haben vor der Vernunft und vor Gott ein anerkanntes, ursprüngliches Recht auf Freiheit und wir sind durch unsere Bildung und unsern Charakter fähig und würdig, dieses göttliche Recht zu genießen; mögen es uns die Fürsten bald, jetzt verleihen, wo es noch als Wohlthat, als Gnade mit jubelnder Dankbarkeit empfangen werden wird! Man weise nicht, abgeschreckt und abschreckend, auf Frankreich hin. Dort herrscht der Mißbrauch der guten Sache; man gebe uns Gelegenheit, den edlen

Gebrauch zu zeigen. Wir verzichten auf die für uns gewiß günstige Vergleichung der Nationalcharaktere; wir heben nur den hochwichtigen Umstand hervor, daß in Frankreich die Freiheit von dem Volke ertrotzt, der Regierung mit Gewalt abgezwungen ist. Wo dies geschieht, da geht die Sonne der Freiheit blutigroth auf und beleuchtet blutige Schauerscenen. Die überwältigte Regierung bleibt, wenn sie sich auch auf dem Throne erhält, für immer überwältigt und zum kläglichen und schmählichen Kampfe um ihre Existenz gezwungen. Tritt eine andere an ihre Stelle, so erbt auch sie nur ein gebrochenes Scepter; beide lassen sich gewöhnlich hinreißen, durch Gewaltschritte ihr Ansehen befestigen zu wollen; dadurch reizen sie abermals die Gewalt gegen sich auf und der Staatszustand wird immer verworrener und elender. In Frankreich zeigte sich und zeigt sich dies am deutlichsten; aber auch in der britischen Geschichte sind die Spuren davon bis auf den heutigen Tag zu erkennen, und so verhältnißmäßig überall, wo ähnliches geschah.

Unſere Fürſten haben dieſe Erfahrung vor ſich, und noch iſt es Zeit, ſie zu ihrem und unſerem Heile zu benützen. Wie einſt zur kirchlichen, ſo drängt jetzt der Zeitgeiſt zur politiſchen Reform in Haupt und Gliedern. Möchten die Machthaber durch jenes unermeßliche kirchliche Unglück gewarnt ſein, und nicht auch die politiſche Reform Deutſchlands in Revolution ausarten laſſen! Was einmal ſo allgemein und tiefinnerlichſt den Geiſt der Völker bewegt, das vermag keine Macht der Erde zu unterdrücken. Hemmt man den natürlichen Fortgang der Bewegung, ſo ſchwillt ſie drohend an und muß die Dämme zerreißen. Nur wer ſich an ihre Spitze ſtellt, kann ſie leiten und beherrſchen. Dies iſt der Beruf jedes edeln Fürſten. Was kann ein Menſch Größeres und Herrlicheres vollbringen, als ein Volk zu immer höherer Vollkommenheit, Würde und Freiheit führen! Nur zu dieſem Zwecke ſind die Monarchen von Gottes Gnade an die Spitze der Völker geſtellt, nur in der raſtloſen Annäherung an dieſes Ziel liegt der Ruhm der Herrſchaft. Nur der Regent eines freien Volkes iſt

ſelbſt frei; der Deſpot iſt Herr und Sklave der Gewalt.

Man höre des eigenen und allgemeinen Wohles wegen auf, was eine naturnothwendige Folgerung unſerer Bildung, eine unabweisliche Forderung unſeres reif gewordenen Bewußtſeins iſt, für ein Wahnbild ſchwärmeriſcher Ideologen, für einen vorübergehenden Rauſch der Zeit zu halten. Man wage es nicht, eine Krankheit der Zeit zu nennen, was faſt allein noch beweist, daß nicht alle Kraft und Geſundheit aus ihr gewichen. Man verbanne den verderblichen Irrthum, daß die Flamme, die dort ſchon hellauf lodert, gerade hier keine Nahrung finden werde. Der Zeitgeiſt dringt überall hin; keine Grenzſperre, keine chineſiſche Mauer kann ihn abhalten, und gerade dort, wo man ihn verachtet, wird er am mächtigſten, und nur wo man ihn fürchtet, wird er fürchterlich. Was Jean Paul von dem Menſchen im allgemeinen ſagt, gilt zunächſt von dem Deutſchen: „Es niſtet in ihm ein verdammter Hang zum ſtilleſitzender Gemächlichkeit, er läſſet

ſich wie ein großer Hund lieber tauſendmal ſtechen und necken, eh er ſich die Mühe nimmt, aufzuſpringen, anſtatt zu knurren. Iſt er freilich nur einmal auf den Beinen, ſo legt er ſich ſchwer.“

Wir haben väterliche Regierungen; nun ſo mögen ſie auch in Bezug auf das Eine Nothwendigſte wahrhaft väterlich ſein! Welcher Vater aber würde ſich nicht kränken, wenn ſeine Kinder immerdar Kinder blieben? Iſt es nicht die höchſte Herzensfreude eines guten Vaters, ſeine Kinder zur Selbſtſtändigkeit herangereift zu ſehen? Würde ein Vater, der ſeine Kinder abſichtlich verwahrloſete und geiſtig unmündig erhielte, nicht als Frevler an Gott und Menſchheit allgemein verdammt werden?

Nur beim Zurückhalten, nicht beim Fortführen droht Gefahr. Wer einem feurigen Roſſe die Zügel läßt, mit dem ſprengt es freudig und ſtolz dahin, trägt ihn ſicher über alle Hinderniſſe hinweg und läßt ſich von ſeinem Finger lenken; wer das edle Thier aber furchtſam, drückend umklammert,

es beſtändig zurückreißt und zum trägen Paßgang zwingen will, gegen den empört es ſich und wirft ihn ab. Unſere Zeit aber iſt ſolch ein feuriges Roß, das vorwärts und immer vorwärts will.

Selbſt Friedrich Gentz anerkennt, daß alle Macht ſeiner hohen Committenten das Rad der Zeit nicht hemmen könne; nur meint er, müſſe immer eine Partei das undankbare Geſchäft des Zurückhaltens übernehmen, damit ſich die Zeit nicht überſtürze. Darauf antworte ich mit den Worten des nachgebornen Prinzen: „Aufwärts braucht man keinen Hemmſchuh.“

Wir werden gefahrlos vor- und aufwärts kommen, wenn Regenten und Völker, in Vertrauen und Offenheit vereinigt, die politiſche Reform der Vollendung näher bringen. Nicht nur die Völker, auch die Regenten werden aus ihr Gewinn ſchöpfen. Was ſie an der Gewalt verlieren, das gewinnen ſie zehnfach am Recht; vor der Gewalt beugt ſich die Furcht, dem Rechte aber gehorchet die Pflicht.

Religion.

Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Evang. Matth. 5, 13.

Alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. So ihr euch aber unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet.

Paulus an die Galather 5, 14. 15.

Nichts ist beschämender, niederschmetternder für unser Bewußtsein, nichts kann trostloser zur Verzweiflung an der Menschennatur treiben, als wenn man bedenkt, wie gerade die höchste Idee der Menschheit, die Religion, zu allen Zeiten und unter allen Völkern am ärgsten mißbraucht und geschändet wurde; wenn man erwägt, wie selbst

der göttliche Same des Chriſtenthums in dem Sündenbeet menſchlicher Leidenſchaften als Giftpflanze aufging, wieviel Thränen des fürchterlichſten Jammers, welche Ströme von Blut im Namen der Religion der Liebe gefloſſen ſind. Wahrlich, in jener Schauernacht am Oelberge mochte eine Ahnung all dieſer Gräuel die Seele Chriſti durchzittert haben, und dies war es, was, furchtbarer als die Todesangſt, ihm den blutigen Schweiß auspreßte. Und noch immer iſt ſeine Lehre nicht das Band, das beglückend vereinigt, ſondern das Schwerdt, das ſchneidend trennt; und vor allen iſt Deutſchland noch immer der traurigſte Schauplatz religiöſer Entzweiung. Gerade bei dem gebildetſten, bei dem philoſophiſchen Volke bildet die Religion eine Kluft, die vom Himmel bis in den Mittelpunkt der Erde reichet. Fürwahr, die Deutſchen nehmen im buchſtäblich ſchlimmſten Sinn die Stelle des Evangeliſten Lucas 12, 51. 52, wo es heißt: „Meinet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich ſage: Nein, ſondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hauſe uneins ſein, drei wider zwei und

zween wider drei.“ Man tröste sich ja nicht mit dem wahrhaft trostlosen Glauben, der Indifferentismus gleiche die Spaltung aus. Er verbreitet sich leider täglich weiter und tiefer, aber neben und mit und in ihm herrscht noch immer religiöser Haß. Katholiken und Protestanten sind für sich indifferent; stehen sie sich aber gereizt gegenüber, so werden sie urplötzlich scheingläubig und glaubenswüthig. Lasset die Stunde des Unglücks kommen, und ihr werdet sehen, wie sich Leute, die nichts glauben, des Glaubens wegen todt schlagen. Die Katholiken reden von den Protestanten als von Nichtchristen, und die Protestanten halten katholisch und dumm für gleichbedeutend. Die Liguorianer in Wien sagen laut, Kaiser Joseph sei für das Toleranzpatent in die Hölle gekommen, und ein nordischer Pastor predigte, die Katholiken seien dümmer und schlechter als die Heiden, welche Katzen und Krokodile anbeten. Diese feindliche Stimmung ist heutzutage um so trauriger, ja schimpflicher, weil sie nicht wie ehemals aus wirklicher, wenn auch fanatischer Ueberzeugung entspringt; sondern aus Zank- und

Ruhmſucht und vorzüglich aus politiſcher Eiferſucht genährt wird.

Wenn unſere religiöſen und kirchlichen Zuſtände auch vor der Hand durch die politiſche Zeitbewegung in den Hintergrund gedrängt werden, ſo bergen ſie doch, vielleicht für eine nicht ferne Zukunft, die ſchlimmſten Keime der Gefahr; die Spaltung zunächſt für Deutſchland, der Indifferentismus, die Irreligioſität für die ganze gebildete Welt. Die Wärme und Begeiſterung des Glaubens iſt faſt gänzlich verſchwunden. Die Hälfte der Gebildeten iſt ganz ohne Religion, oder macht ſich eine möglichſt bequeme, ſogenannte Vernunftreligion. Die übrigen und die Maſſen der Halb- und Ungebildeten üben den Gottesdienſt in gedankenloſer Angewöhnung, wie jede andere Schuldigkeit, räſonniren mitunter auf eigene Weiſe darüber und diſpenſiren und abſolviren ſich übrigens in allen Colliſionsfällen mit ſcherzender Leichtigkeit. Treten wir in irgend eine katholiſche oder proteſtantiſche Kirche. Betrachten wir die Gemeinde und ihre Seelenhirten. Iſt eine Spur

zu bemerken, daß ſie die Gottesnähe empfinden, von ihren Wonnen und Schauern ergriffen ſind? Welche laue Gleichgültigkeit auf der einen, welche handwerksmäßige Maſchinenhaftigkeit auf der andern Seite! Vor dem kleinſten unter den großen Herren der Welt erſcheinen Prieſter und Laien feierlicher und ehrfürchtiger als vor Gott!

Die geiſtlichen und weltlichen Obern bemerken dieſen Verfall der Religion mit Schrecken, und legen ihn der Aufklärung zur Laſt. Allein ſo gerecht ihr Kummer, ſo irrig iſt dieſe Beſchuldigung. Die Aufklärung kann dem Weſen des Chriſtenthums nicht gefährlich ſein, weil eben das Chriſtenthum in ſeiner Weſenheit die Urquelle alles deſſen iſt, was man Aufklärung nennt. Der Grund alles Uebels iſt, daß das Weſen des Chriſtenthums bis heute noch nicht zur lebendigen Wahrheit geworden iſt. Man hat es auf der einen Seite unter einem Uebermaße von Pomp und Flitter erſtickt, auf der andern durch ſpitzfindig kecke Grübelei zerſetzt und verflüchtigt. Die Nebenſache, das menſchliche Beiwerk wurde zur

Hauptſache gemacht, und das Weſen, der Geiſt vernachläſſigt und vergeſſen. So wurde das Chriſtenthum einerſeits ein ſcheinheiliges Ceremoniengepränge, ein Lippen- und Augendienſt, andererſeits ein vernünftelndes Diſputiren, ein tändelndes Liebeln mit Gott. Die geiſtige allmächtige und heilige Urkraft des Chriſtenthums wird weder von ſeinen Predigern, noch von ſeinen Gläubigen empfunden; und wenn heute Chriſtus wiederkäme und predigte, ſo würde heute daſſelbe geſchehen, was der Evangeliſt Mathäus (7, 28. 29 und 8, 34) von damals erzählt: „Das Volk entſetzte ſich über ſeiner Lehre, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Und ſiehe, es ging die ganze Stadt heraus, Jeſu entgegen. Und da ſie ihn ſahen, baten ſie ihn, daß er von ihrer Grenze weichen wollte.“

Nicht das Ewige, Göttliche des Chriſtenthums, nein, das Zufällige und Menſchliche deſſelben war bisher offenbar und herrſchend unter uns, und in dieſem Zufälligen und Menſchlichen konnte und mußte es alt werden, und iſt es geworden und droht zuſammen zu brechen. Ueberall, na-

mentlich in Deutſchland iſt man ängſtlich bemüht, es zu ſtützen und aufzurichten. Aber die Mittel, die man wählt, werden fruchtlos bleiben. Im Süden ruft man die Mönche, die Jeſuiten zu Hülfe; im Norden die Philoſophie.

Wenn alle Mönche, die je gelebt haben, lebendig und thätig würden, ſie könnten doch das Unmögliche nicht möglich machen. Unmöglich aber iſt es, daß in dem hellen Lichte unſerer Bildung die religiöſe Blindgläubigkeit des Mittelalters beſtehen könne. Die Liguorianer ſind nun bereits über ein Vierteljahrhundert raſtlos bemüht, in Oeſterreich das zu verbreiten, was ſie Chriſtenthum nennen. Sie haben ſich Anhänger und Vermögen erworben und ihre Kirche iſt täglich zahlreich beſucht; das Wachſen irreligiöſer Leichtfertigkeit haben ſie aber nicht nur nicht gehindert, ſie haben es vielmehr durch ihr finſteres extremes Treiben in hohem Grade befördert. Die öffentliche Meinung iſt durchaus gegen ſie; ſie ſind für Jung und Alt aus allen Ständen ein Gegenſtand

des Mißtrauens; Spottes und Verwünschens. *)

Eben so wenig wird die Philosophie dasjenige durch Beweise stützen, was eben nur fest steht, wenn es als über jeden Zweifel und somit Beweis erhaben geglaubt wird. Wer den ersten Beweis für eine Glaubenslehre versuchte, bewies nichts anderes als seinen Zweifel.

Es war die gefährlichste Schwächung des Christenthums, daß es zur Wissenschaft gemacht worden ist.

---

*) Dies beweisen nebst vielen folgende zwei Anekdoten. Die Statue Kaiser Josephs wird zuweilen durch Bespritzen vom Staube gereinigt. Eben als dies einmal geschah, gingen zwei Liguorianer vorüber und frugen einen Fiaker, was das zu bedeuten habe. »Wie euch der Kaiser Joseph gesehen hat, ist ihm übel worden; sie müssen ihn laben,« antwortete der Fiaker. — Die Liguorianer tragen schwarze Hüte mit sehr breiten Krempen. Als sie damit in Wien auftraten, lief ihnen ein Schusterjunge nach und schrie unablässig: »Ah, was das für Hüt' sind!« Da wandte sich einer um und sprach die prophetischen Worte: »Diese Hüte werden einst die ganze Welt bedecken!« — Ui, da wird's finster sein!« rief der Schusterjunge und lief schaudernd davon.

Aber es braucht eure Hülfe nicht. Es hat ungeachtet des schrecklichsten Mißbrauchs die Jahrhunderte überdauert; es wird zum immerwährenden Segen werden, wenn ihr es nicht fürder mißbrauchet. Das Christenthum ist ein Baum der Erkenntniß und des Lebens, der in allen Ländern und Zeiten Wurzeln treiben, seine Aeste über alle Länder und Zeiten ausbreiten kann; aber ihr müsset ihm Luft und Licht frei geben, ihr dürfet nicht die frischen Sprossen abreißen und verlangen, daß der Baum mit den Blättern dastehe, die er vor Jahrhunderten getragen und die jetzt dürr und welk sind. Wenn einst das Wesen des Christenthums den rohen Völkern nur verhüllt und verdunkelt gezeigt werden konnte, so sind doch jetzt die Völker reif genug, daß ihr ihnen das reine Wesen ohne Flitter und Blendwerk zeigen und geben könnet. Das Wesen des Christenthums aber ist die Moral, welche allgemeine Bruderliebe und Freiheit predigt. Diese Sittenlehre ist das Göttliche und Ewige des Christenthums. Sie machet zur Hauptsache, und die Trennung der Confessionen wird anhören.

Predigt das Chriſtenthum durch Thaten, laßt uns ſeine Wohlthat nicht immer nur als Vertröſtung auf die Zukunft genießen, laßt es wahrhaft und lebendig für die Gegenwart wirken. Dann werden wir durch das Chriſtenthum das ſein, was Herder als Wunſch ausſpricht, wenn er ſagt: „Kein ſklaviſches Volk, das ſich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, ſollte nach dem Chriſtenthum das Menſchengeſchlecht ſein, ſondern ein freies fröhliches Geſchlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Henkergeiſtes das Gute des Guten wegen, aus innerer Luſt, aus angeborner Art und höherer Natur thue, deſſen Geſetz ein königliches Geſetz der Freiheit, ja, dem eigentlich kein Geſetz gegeben ſei, weil die Gottesnatur in uns, die reine Menſchheit des Geſetzes nicht bedürfe!“

Nationalität.

Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt.

Börne.

Dieſer bittere Spruch des edlen Verbannten war lange eine herrſchende Wahrheit und leitender Grundſatz der diplomatiſchen Weltregierung, welche nie ein Nationalgefühl reſpectirte, ſondern willkürlich und wiedernatürlich Völker und Völkertheile zerriß und zuſammenflickte und kein anderes Bindungs- und Trennungszeichen gelten ließ, als die mit hocheigenem Finger auf die Landkarten gemalten Grenzen. Allein die Völker ſind, wenn man ſie auch in diplomatiſche Protokolle einpreßt, darum doch nicht wie getrocknete Pflanzen todt. Es lebt etwas unſterbliches in ihnen, das Nationalgefühl. Dieſes regte ſich in neueſter Zeit, und ſchon dieſe leiſe Regung hat manches als

Meisterstück gepriesene diplomatische Kartenhaus zusammengeworfen. Der Brei wird lebendig und die Töpfe zerspringen.

Nichtsdestoweniger gibt es noch immer diplomatische und kosmopolitische Mischkünstler, welche nicht nur mehrere Völker, sondern die ganze Menschheit in einen Topf rühren und dieses Gerührsel als philosophische Vollendung menschlicher Entwicklung preisen möchten. Vor nicht langer Zeit gab sich ein Donau-Correspondent der Augsburger allgemeinen Zeitung unsägliche Mühe, den Völkern zu beweisen, daß die Nationalität weder die Bedingung noch das Mittel der Glückseligkeit sei. Er ging fast bis zur Sündfluth zurück, um darzuthun, daß Völker ungeachtet ihrer eifersüchtig bewahrten Nationalität und Sprache unglücklich waren und zu Grunde gingen, und zeigte dagegen in sehr einladenden Beispielen, wie verschiedene Völker in einem Topfe äußerst behaglich und glücklich leben könnten. Dieser glücksritterliche Ritter des Völkerglückes hat recht, das Festhalten an der Nationalität macht an und für

ſich nicht glücklich, oft ſogar — Polen zeigt es — unglücklich; allein hier handelt es ſich nicht um das Glück, ſondern um die Ehre, ohne welche überhaupt auch kein wahres Glück möglich iſt. Gleichwie viele einzelne Menſchen liebenswürdig und beliebt, reich, glücklich, zeitweilig ſogar berühmt und doch charakterloſe Nullen ſind: ſo kann allerdings auch ein Volk reich, luſtig und rührig ſein, viel Gutes und Schönes ſchaffen, ja ſogar Eiſenbahnen bauen, und doch in der Geſchichte nicht gezählt werden. Was bei dem einzelnen Menſchen hochgehalten wird: ureigene, feſte, abgeſchloſſene Charakterhaftigkeit, das muß bei einem Volke um ſo höher gelten; und wie der charakterhafte Mann lieber zu Grunde geht, als ſein Bewußtſein, ſeine Weſenheit wegwirft, ſo muß es ein Volk thun und ſo haben es edle Völker gethan und durch einen rühmlichen Untergang ihren Namen unauslöſchlich in die Tafel der Geſchichte geprägt. Freilich, wo der Charakter feſt und kräftig iſt, da ſind auch die Leidenſchaften tiefer und heftiger. Der butterherzige, fiſchblütige Allerweltmenſch ſchlüpft aalglatt überall ungerieben

durch; er iſt zu fein, um zu beleidigen, zu feig, um beleidigt zu werden, zu klug, um zu lieben, zu ſchwach, um zu haſſen: der Charaktermenſch dagegen findet häufig Anſtoß und Reibung; er erwiedert jeden Stoß und reibt ſich gern, und wie er kräftig und dauernd liebt, ſo haſſet er auch. Ebenſo charaktervolle Völker. Ueberall, wo lebhaftes Nationalgefühl iſt, da wird auch Nationalſtolz und in manchen Richtungen Nationalhaß ſein. Dieſe Spaltung, oder beſſer, dieſe Sonderung iſt naturgemäß und nothwendig. Sie bringt allerdings auch bedauerliche Wirkungen hervor, aber ihr Gutes und Großes iſt weit überwiegend. Sie bewahrt die Völker vor Erſchlaffung und Verweichlichung, hält das Ehrgefühl in Spannung und Wachſamkeit, erregt ſtrebſamen Wetteifer und entwickelt die eine Menſchenkraft in hundertfältiger Wundergeſtalt. An den höchſten Zielpunkten der Humanität ſollen ſich allerdings alle Völker vereinigen, aber den Weg dahin ſoll jedes auf ſeine eigene Art zurücklegen. Daß nun dieſe Sonderung der Völker nach der Eigenthümlichkeit ihres Blutes und ihrer Sprache jetzt entſchiedener

und absichtlicher hervortritt, ist eine der edelsten Erscheinungen unserer Zeit und die sicherste Bürgschaft, daß die Geschichte unserer Zukunft edler sein wird, als die der Vergangenheit; gefahrdrohend für unsere nächste Entwickelung ist das Lebendigwerden der Nationalgefühle nur darum, weil die Nationalitäten da und dort durch Zufälle oder unglückliche Politik widernatürlich gemischt sind, theils wirklich unterdrückt werden, theils sich nur unterdrückt glauben, oder selber unterdrücken möchten.

Die deutsche Nationalität hat einen doppelten Kampf zu bestehen: einen großen und schweren innern und einen leichten äußern. Der schwere innere ist der Kampf mit sich selbst. Unsere Nationalität muß sich erkennen und achten lernen, ja, sich der eigenen Achtung erst würdig machen. Die äußere Anerkennung folgt dann von selbst, und wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir bekennen, daß unsere Nationalität schon jetzt von den Fremden mehr respektirt wird als von uns selbst. Sogar den Franzosen wird

es schon geläufig, uns Deutsche zu nennen. während wir selber noch allzu häufig, wie jener französische Räubergeneral, von Schwaben, Baiern, Sachsen, Preußen u. s. w. sprechen; während in Oesterreich sprachlich und paßpolizeilich die deutschen Bundesstaaten noch immer als Ausland betrachtet werden. Die Entwicklung der deutschen Nationalität ist so schwierig, daß sie in ihrer Vollendung ein Weltwunder sein wird. Die deutschen Stämme haben sich bei aller Aehnlichkeit, ja Gleichheit des Urwesens doch so eigenthümlich verschieden entwickelt, daß man in Deutschland in der That von vielen Nationalitäten sprechen kann, sprechen muß. Aus diesen soll nun Eine werden, ohne aber die einzelnen zu verschlingen. Wird sie einmal sein, dann werden ihr die vielen Wurzeln viel Nahrung und Stärke geben; aber diese vielen saftstrotzenden Wurzeln waren schuld, daß kein Stamm sich entwickelte, sondern eben nur viele Wurzelschößlinge eigenwüchsig aufstrebten. Einen einzigen einförmigen Stamm können und sollen sie nimmermehr bilden, aber einen Baum, der aus vielen in der Wurzel

verbundenen, in den Aesten verschlungenen, in Blüthe und Frucht wetteifernden Stämmen besteht. Der Boden ist mit dem Blute aller deutschen Stämme gedüngt, mit Schmerzens- und Freudenthränen einer Generation befeuchtet — im Sonnenlichte der Freiheit wird der Wunderwuchs gedeihen und, wie die Esche in unserer Göttersage, die Welt bedeuten und sein. Steht er einmal dieser Wunder-, dieser Götterbaum, dann werden ihn die abgefallenen und abgerissenen Zweiglein weder schwächen noch verunstalten; aber er wird sich ihrer erbarmen, er wird durch alle Länder und durch die Meere hin seine Wurzeln dehnen und das kümmerliche Leben dieser Zweiglein nähren und befruchten. Die deutsche Nationalität ist durch innere Kraft und äußern Umfang die größte der Welt. Diese Größe hält schon jetzt, ungeachtet ihrer Zersplitterung, den Weltgang im Gleise; sie wird ihn leiten und beherrschen, sobald sie zur einigen Kraft gelangt, und dies dürfen wir nur wollen und es ist. Dann kann ihr kein Angriff mehr schaden; in jedem Kampfe muß sie siegen, und wo man sie jetzt

verläugnet, dort wird sie dann flehend angerufen, mit Stolz verkündet werden.

Die deutsche Nationalität kämpft in Holstein und Schleswig, in den russischen Ostseeprovinzen und in Siebenbürgen gegen eben so ungerechte, als unkluge Angriffe. Sie wird nicht untergehen; auch ohne materielle Hülfe wird sie durch den Geist aufrecht bleiben und mehr will sie dort nicht; sie kämpft nicht um Sieg und Eroberung, nur gegen Unterjochung. Hochherzig kämpfen die Holsten und Schleswiger, noch herzerhebender die Sachsen in Siebenbürgen, die vom Mutterland so weit entfernt und leider so wenig beachtet sind, und sich doch als so treue Söhne Deutschlands beweisen. — Ob man auch die Deutschen in Südrußland russificiren oder russificiren will, ist aus dem luft- und lichtdicht verschlossenen Czarenthum nicht zu vernehmen.

In Belgien ist die deutsche Nationalität kaum erwacht, und schon strebt sie, freilich noch schlaftrunken, den französischen Alp abzuschütteln. In

Holland dagegen ſcheint der deutſche Charakter völlig erſtorben zu ſein; wie hätten wir ſonſt die Treuloſigkeit des Jusqu'à la mer erleben können!

Im Elſaß und theilweiſe ſogar in Lothringen hat ſich deutſche Nationalität ohne merkbaren Kampf gegen entſchiedenes Unterdrückungsſtreben erhalten. Es gibt freilich Elſäſſer, die ſich mit Stolz Franzoſen nennen; aber wie kläglich iſt dieſer Stolz, wie trügeriſch ſeine Stützen. Elſaß gehört zu den Eroberungen, eigentlich Erplünderungen der großen Nation, hat ungeachtet der verfaſſungsmäßigen Preßfreiheit eine viel beſchränktere Preſſe als die deutſchen Rheinländer, hat das Recht, Deputirte nach Paris zu ſchicken, die wegen ihres deutſchen Accentes in der Kammer ausgelacht, in den Journalen verſpottet werden!

In der Schweiz ſchläft die deutſche Nationalität. Die Schweizer träumen dabei von uralter, faſt vorhiſtoriſcher Eigenthümlichkeit, während ſie doch in der That mit dem deutſchen Organismus im guten und ſchlimmen organiſch verbunden ſind.

In Amerika entsteht mit riesigem Wachsthum ein neues Deutschland. Möge Gott den Deutschen in Amerika die deutsche Gemüthlichkeit erhalten; jedoch nicht in so hohem Grade, daß sie sich nach altdeutscher Sitte von ihren superklugen Nachbarn überlisten und unterdrücken lassen.

Die Hälfte von Böhmen und Mähren und große Theile von Ungarn und Siebenbürgen sind rein deutsch, und in allen andern Ländern der Erde hat Deutschland zahlreiche Sendlinge seines Talentes und Fleißes, seiner Ehrenhaftigkeit und Lebenslust.

Selbst die stolzen Engländer bemerken und bekennen jetzt mehr als je ihre Stammverwandtschaft mit uns, ja sogar die Franzosen werden sentimental und rufen uns zu: Seid doch nicht so grimmig gegen uns, sind wir denn nicht eines Stammes? — Sie vergessen, daß unser Groll gegen sie noch heftiger sein muß, wenn wir sie als unsere Verwandte anerkennen.

Nur die Dänen und Skandinavier wenden

ſich kalt von uns ab und wollen uns nicht als ihre Brüder anerkennen; es kann aber die Zeit kommen, wo ſie uns, wenn auch nicht dem Namen, ſo der Sache nach als ihre Herren werden gelten laſſen müſſen.

Und wie die deutſche Nationalität weithin durch alle Völker verbreitet iſt, ſo ſitzt ſie auch herrſchend oder mitherrſchend auf allen Thronen des civiliſirten Europa. Man kann in dieſer Hinſicht mit vollkommener Wahrheit ſagen, daß die Welt vorzugsweiſe von Deutſchen beherrſcht wird. In Rußland, Dänemark, Holland, Belgien, Griechenland, Toskana und Modena regieren deutſche Häuſer: ebenſo in Großbritanien, wo die deutſche Dynaſtie neuerdings von einem deutſchen Prinzen verjüngt wird. Eine deutſche Fürſtin iſt die Mutter, Vormünderin und Erzieherin des franzöſiſchen Thronerben, eine deutſche Fürſtin die Gattin des künftigen Regenten Frankreichs. Deutſche Prinzeſſinnen theilen oder werden theilen die Throne von Neapel, Schweden und Sardinien. Die Königin von Portugal iſt die Tochter einer deutſchen Mutter und ein deutſcher Gemahl

steht ihr zur Seite. Ein deutscher Stammgründer wird wahrscheinlich auch das verhängnißvolle Schicksal der Königin Isabella von Spanien theilen. —

Wenn ich diese genealogische Rarität besonders hervorhebe, so soll damit wahrlich nicht gesagt sein, Deutschland müsse darauf besonders stolz sein, oder habe davon irgend einen Nutzen zu erwarten; nein, es geschieht eben nur der genealogischen Merkwürdigkeit wegen, welche freilich leicht dadurch erklärt wird, daß Deutschland vor allen Ländern der Welt am reichlichsten mit souverainen Familien gesegnet ist. Zum wahren und nachhaltigen Nutzen aber und zur Ehre für Deutschland wirkt der über alle Welt verbreitete deutsche Handelsstand. Wahr ist es allerdings, Deutschland ist in commerzieller Hinsicht nicht das, was es war, was es sein könnte und sollte; dennoch ist der deutsche Welthandel von einer Ausdehnung und Bedeutung, deren wir uns wahrlich selbst nicht bewußt sind. Die deutschen Handlungshäuser spielen auf allen Weltplätzen eine hervorragende, ja häufig geradezu die erste Rolle und sie ver-

danken dieſe Stellung keinem durch Kanonen geſchützter Monopol, ſondern einzig der deutſchen Treue und Redlichkeit im Geſchäfte, der deutſchen Gemüthlichkeit im Umgang. Deutſche Handelsſchiffe befahren alle Meere der Welt, und obwohl ſie durch keine Navigationsakte privilegirt und durch keine Kriegsflotte geſchützt ſind, kehren ſie doch mit reichem Gewinne heim und ihre Flaggen werden allerorten reſpektirt. Und die deutſchen Kaufherren in den fernſten Theilen der Erde ſind nicht durch eine franzöſelnde Erziehung entnationaliſirt und nicht durch diplomatiſche Verwicklungen gezwungen, ſich von dem Vaterlande loszuſagen oder gar gegen daſſelbe aufzutreten; ſie hängen vielmehr immerdar aufs Innigſte mit Deutſchland zuſammen, wirken nur mit und für Deutſchland und verſchaffen der deutſchen Induſtrie einen ſo ungeheuern und glücklichen Zu- und Abgang auf allen Weltmärkten, daß ſie alle Concurrenten zu überflügeln beginnt. Häufig kehren auch die Häupter dieſer Handlungshäuſer nach einer Reihe thatenvoller Jahre mit ihren Schätzen nach Deutſchland zurück, ein angelernter Ver-

wandter übernimmt dann die Leitung, und so wächst und verbreitet sich dieses freie Bürgerreich immer mehr und mehr und läßt Deutschland alle namhaften Vortheile von Colonien genießen, ohne daß es zugleich die Lasten und Nachtheile derselben tragen muß. Auf die Thätigkeit dieser deutschen Männer kann Deutschland mit Freude und Stolz und mit immer größerer Hoffnung für die Zukunft blicken. Dies ist ein reiner Triumph des deutschen Bürgerthums, denn ohne Unterstützung und trotz mannigfacher Hindernisse wissen diese Männer des Volkes Gewinn, Ehre und Weltbedeutung des deutschen Handels aufrecht zu erhalten.

Muß nicht ein stolz und selig erhebendes Gefühl aus dem Bewußtsein entspringen, an diesem hochragenden und weit verzweigten Baume der deutschen Nationalität ein Blatt zu sein! Und wenn wir die herrlichen Blüthen und Früchte betrachten, mit denen dieser Baum die Welt geschmückt und erquickt hat, dann dürfen wir in freudigem Selbstgefühl mit dem alten Realis de

Vienna*) laut verkünden: „Deutschlands Vorzug besteht darin, daß es nach der langen Nacht der dicken Finsterniß und Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfindungen gehabt und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen vier Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunfttestament, die deutsche das neue nennen." — Selbst der trübsinnige, dem Vaterlande tief und schmerzlich grollende Börne wird durch die Betrachtung deutscher Geistesschöpfung zu dem triumphirenden Bekenntniß begeistert: „Daß deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. — Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Na-

*) Gabriel Wagner, M. phil. aus Quedlinburg; Anfang des 18ten Jahrhunderts.

tionen und der großen Gedanken. — Die Franzosen klagen oft und spotten zuweilen über den Nebel, der den Geist der Deutschen umhüllt. Aber diese Wolken, welche den Franzosen das Sehen verhindern, sind nur zu den Füßen der Deutschen gelagert; sie selbst ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und strahlende Luft.“ —

Schließen wir aber, von all dieser Herrlichkeit geblendet, die Augen, und öffnen wir sie wieder, wie traurig verändert finden wir dann alles, wie kläglich rufen wir dann mit Herder:

„O sage mir,
Wo ist denn unsre Nation? Und Du,
Ich, Er und Wir, Wir alle sind wir Sie?“

Als Antwort auf diese wehmüthige Frage rufen wir uns des großen Leibnitz noch heute treffendes Wort ins Gedächtniß und ins Herz. Er sagte zu den Deutschen seiner Zeit: „Statt uns mit schmeichelnden Prophezeihungen einzuschläfern, ist guter Rath nöthig, daß wir unsere Nerven anspannen und mit Beiseitsetzung jeder

Privatbehaglichkeit fürs gemeine Beste sorgen.“ — Ja, die Privatbehaglichkeit, die Privateitelkeit, der Privateigensinn, der spießbürgerliche Privatnutzen, das sind die Quellen fast alles Unheils, das Deutschland im Laufe der Jahrhunderte getroffen; und diese bösen Quellen sprudeln noch immer aus der Grundtiefe des deutschen Charakters. Täuschen wir uns nicht! Auch der neueste Aufschwung unserer Nationalität ist größtentheils nur ein ideeller. Für die Idee der deutschen Nationaleinheit waren zu allen Zeiten die Edlern des Volkes begeistert, und die Menge klatschte dieser Begeisterung Beifall — so lang dabei nichts zu verlieren und beim Gegentheil nichts zu gewinnen war. Die Bluttaufe hat unsere Nationalität erhalten; die Gabe furchtloser, selbst zum Martertode bereiter Beständigkeit muß sie erst beweisen. Allerdings ist an dieser Zersplitterung der Gesinnung und Kraft die deutsche Vielherrschaft schuld, aber um gerecht zu sein, müssen wir bekennen, daß diese Vielherrschaft in ihrer Entstehung und Dauer nur möglich war, weil sie dem deutschen Charakter zusagte, ja, daß sie

ſogar eine nothwendige Folge dieſes Charakters iſt. Hierin liegt Vorwurf und Troſt. Das unſerm Volkscharakter weſentlich eigene Streben nach möglichſt unbeſchränkter individueller Geltung hat zwar die deutſche Nationalkraft in ſo viele ſchwache Splitter zerbrochen; hat uns aber auch vor einer Centraliſation bewahrt, die alle Lebenskraft in ein Glied zuſammendrängt, ſo daß mit dieſem einen Gliede alles verloren iſt. Frankreich erlebte eine ſolche Centraliſation und iſt dadurch — anderer Nachtheile zu geſchweigen — in der That dem ſtarken Simſon ähnlich geworden, der all ſeine Kraft nicht etwa im Kopfe, nein, in den Haaren ſeines Kopfes hatte. Vor ſolcher Centraliſation hat uns Gott bewahrt und möge uns in Zukunft bewahren; deſſenungeachtet aber kann ſelbſt der zufriedenſte Optimiſt der Kleinſtaaterei, wie ſie noch immer in Deutſchland beſteht, nicht das Wort reden. Gerade der Mittelpunkt Deutſchlands iſt jämmerlich zerbröckelt; es iſt dringendes Bedürfniß, daß ſich hier größere Maſſen bilden. Ich will nicht fragen: wenn man ſchon ſo viel mediatiſirte, warum nicht noch

mehr? Ich will eine andere Frage stellen: wie wäre es, wenn sich die kleinen deutschen Fürsten selbst mediatisirten oder zu größern Gruppen vereinigten? — Es wäre dies eine That, wodurch diese Familien in der deutschen Geschichte berühmter würden, als wenn sie noch Jahrhunderte lang auf ihren winzigen Thronen sitzen bleiben. Und sie würden in der That durch eine solche Resignation eher gewinnen als verlieren. Im Großen und Aeußern ist ihre Unabhängigkeit ohnehin wahrlich nur scheinbar, sie sind faktisch und nothwendig den großen Herrschern unterworfen. Im Einzelnen und Innern bliebe ihnen als reichen und vornehmen Grundherren noch immer Macht und Ansehen, genug und dazu käme noch der wichtige Einfluß, den sie als Reichsstände auf die Gesetzgebung eines größern Staates ausüben würden. Es unterliegt doch gewiß keinem Zweifel, daß ein Lord des englischen Oberhauses, obwohl er Unterthan ist, eine viel wichtigere Rolle spielen kann, als die kleinen Monarchen Deutschlands.

Oesterreich und Preußen sind die Schirmhalter der deutschen Nationalität; so lange sie

einig sind, stehen sie selbst, steht Deutschland, steht die Welt fest. „Feindselig ist die Politik derer, die Oesterreich und Preußen als ewige Nebenbuhler, als nie zu versöhnende Gegner betrachten," schrieb Herder, der doch nichts weniger als ein Diplomat war. Feindselig ist daher die Politik Englands und Frankreichs, die, vor der jetzigen Einigkeit der zwei deutschen Großmächte zitternd, Zwietracht zwischen sie säen wollen. England warnt mit scheinheiliger Freundschaftlichkeit vor dem politischen Netze des preußischen Zollvereins; Frankreich geht noch heuchlerischer zu Werke und will unsere kirchliche Verschiedenheit zur feindlichen Trennung steigern helfen. Die Franzosen haben in der That eine instinktartige Geschicklichkeit, uns zu schaden. Da sie bemerken, daß unsere politischen Sympathien für sie zu Ende gehen, so fangen sie in neuester Zeit an, katholisch zu thun, um in Deutschland neue Anhänger zu werben. Und es gelingt ihnen bereits. Schon lobt Görres in seiner neuesten Schrift Paris wie ein neues Jerusalem. —

Oesterreich hat sich seit Jahrhunderten bis in die neueste Zeit immer mehr von Deutschland weggewendet und seine Politik, theils nothgedrungen, theils freiwillig, mehr in Osten auf die Erwerbung und Sicherung einer Hausmacht, als in Westen auf die Vertheidigung des deutschen Reiches gerichtet. Unter den Kaisern aus dem Hause Habsburg verlor das Reich die Schweiz, Lothringen, Elsaß und die Niederlande. Was Deutschland in Osten durch den Einfluß auf die Slavenländer gewann, ist dagegen unbedeutend und überdies ein unsicherer und, bei der heutigen Achtung vor jeder Nationalität, auch kein ehrenvoller Gewinn. Da die Habsburger ihr Hauptaugenmerk auf die Vermehrung und Vertheidigung ihrer Hausmacht richteten, so konnten, wollten und durften sie die Zügel des Reichsregiments nicht streng und kräftig führen. Daher wurde der Reichsverband immer lockerer, die Vasallen maßten sich immer größere Unabhängigkeit an, und was die Kaiser thaten, das ahmten die Fürsten nach: sie setzten den Privatvortheil über das Wohl des Reiches. Als endlich die Habs-

burger, durch glücklichste Zufälle begünstigt, eine Hausmacht beisammen hatten, wie kein deutsches Kaiserhaus vor ihnen, da unterließen sie es, davon den rechten, für sie und für Deutschland glorreichen Gebrauch zu machen. Nie war der Spruch: „Oesterreich über alles, wenn es nur will!“ eine so inhaltschwere Wahrheit, wie unter Karl V. Unter ihm hatte das Haus Habsburg den höchsten Gipfel materieller Macht erstiegen, und nun bot ihm das günstige Schicksal die Gelegenheit, damit auch die Herrschaft über die Geister zu vereinigen. Im Besitze der höchsten Macht, getragen von der öffentlichen Meinung, hätte Karl V. vollbringen können, worüber die Hohenstaufen glorreich zu Grunde gegangen waren. In dem Briefe, den Luther an ihn schrieb, wurde ihm wahrlich die Herrschaft über die Welt angetragen. Und der ehrgeizige Karl strebte nach dieser Herrschaft; aber er verkannte den Weg zu ihr, oder er verschmähte den Weg, den er mit dem Volke hätte gehen müssen. Er wollte die Sache der Völker nicht zu der seinigen machen. In seinen Herrscherangelegenheiten nahm er keinen

Anſtand, den Pabſt bekriegen und gefangen nehmen zu laſſen; in Sachen der Völker, der Menſchheit aber war und blieb er ein Vertheidiger, ein Diener des Pabſtes. „Noch nicht!“ war ſein unheilvoller Wahlſpruch; er hat durch ihn für ſich und ſein Haus den Augenblick des höchſten Ruhmes verſäumt und die kirchliche Spaltung veranlaßt, die ſo unausſprechliches Unglück über Deutſchland, über Europa gebracht hat. Seit Karl V. ſtieg das Haus Habsburg, ungeachtet aller zeitweiligen Hebung und einzelnen Glücksfälle, doch fortwährend von ſeiner Höhe herab, und dieſer Rückgang dauert für den unbefangenen und ſtrengen Beobachter bis zum heutigen Tage ununterbrochen fort. Vor der Reformation waren nur die Regierungen aus Neid und Mißgunſt Gegner Oeſterreichs; nach der Reformation aber verlor es auch die Herzen der Völker, welche Abneigung endlich durch die blutige Frömmigkeit Ferdinand II. zu offenbarem Haſſe geſteigert wurde. Später milderte ſich dieſer Haß und Schrecken wieder, aber die Erinnerung daran blieb unauslöſchlich; Oeſterreich wurde in Deutſchland nie

wieder populär, bei jeder entscheidenden Gelegenheit zeigte sich's, daß es mehr Feinde als Freunde habe. Oesterreich schloß sich immer mehr für sich ab; der Kaisertitel wurde zum bloßen Namen, die österreichischen Regenten führten und die Deutschen nannten ihn wahrlich nur mehr aus Gewohnheit. In den Kriegen gegen das neue Frankreich erreichte dieser Zustand endlich seine natürliche Katastrophe; die Entfremdung wurde zur offenen Trennung, einerseits durch den eigennützigen und schadenfroh höhnischen Abfall der Reichsfürsten, andrerseits durch die jedenfalls eben so stolze als bedauernde Niederlegung der deutschen Krone. Vom Standpunkte Oesterreichs aus war diese voreilige Verzichtleistung gewiß ein großer Fehler. Kaiser Franz II. herrschte noch über Millionen treuer Deutschen und auch in den abgefallenen Ländern schlugen viele Herzen, wenn nicht für ihn, so doch für die heilige Krone, die er trug. Er hätte sein deutsches Kaiserrecht nicht aufgeben sollen; es wäre bald die Zeit gekommen, wo er es für sein Haus und vielleicht auch für Deutschland vortheilhaft hätte geltend machen

können, wo es durch den ächt kaiserlichen Heldenkampf, den Oesterreich für die deutsche Ehre gefochten hatte, mächtig unterstützt und glorreich verherrlicht worden wäre. Das allgemeine Unglück hat Deutschland wieder einig gemacht. Vieles ist in diesem Unglück und in der darauf folgenden Siegesfreude vergessen worden — aber nicht alles. Oesterreich trat in eine neue politische Verbindung mit Deutschland, blieb aber in jeder andern Beziehung schroff von ihm geschieden. Es schadet dadurch sich und Deutschland. Oesterreich, als solches, als deutsches Oesterreich, steht und fällt mit Deutschland; es ist nur so lange eine Weltmacht, als es eine deutsche Macht ist; der deutsche Geist macht es stark, nicht die Regimenter, die es aus seinen slavischen und magyarischen Ländern zieht. Blinde Schmeichler oder heimtückische Betrüger sind diejenigen, welche Oesterreich in dieser Hinsicht über Preußen stellen und sagen, nur Preußen stehe und falle mit Deutschland, Oesterreich könne für sich allein bestehen. Ja, bestehen kann es für sich allein, aber nimmermehr als Weltmacht, sondern nur als Macht zweiten Ranges. Hört Oesterreich auf, deutsch zu sein,

ſo hört es als Oeſterreich ganz auf, ſo muß es mit einem neuen Namen und unter neuen Formen ſlaviſch werden und unmittelbar darauf mit Rußland den Kampf um die Weltbedeutung beginnen. In dieſem Kampfe aber kann es nur mit deutſcher Hülfe ſiegreich ſein. In Verbindung mit Deutſchland iſt es für Deutſchland eine Schutz-, gegen Rußland eine Trutzmacht; außer der Verbindung mit Deutſchland muß es ein Schützling Deutſchlands oder ein Vaſall Rußlands werden. Ungeachtet aller augenblicklichen Ruhe und Wohlgehäbigkeit iſt die Gegenwart Oeſterreichs doch keineswegs glänzend und ſchon die nächſte Zukunft ſtellt arge Schwierigkeiten in drohende Ausſicht. Oeſterreich iſt in Deutſchland entſchieden von Preußen überflügelt und ſpielt auch auf dem Weltſchauplatze keineswegs die herrſchende Rolle, zu der es einſt berufen war. Seine Weltſtellung iſt in der That mehr paſſiv als aktiv; wenn die andern Großmächte handeln wollen oder gehandelt haben, ſo ſind ſie ſo artig, Oeſterreich davon zu benachrichtigen. In Oſt und Südoſt wird es immer beengender und

drückender von Rußland umklammert; ja, Rußland beherrscht durch schlaue Benutzung nationaler und religiöser Sympathien in der That geistig bereits einen großen Theil von Oesterreich. Eben die vielen Komplimente, welche dem Wiener Kabinet von den andern gemacht werden, sollten es warnen. Sie sind gewiß das Gegentheil von dem, was sie zu sein scheinen. Eben weil alle Mächte so vollkommen zufrieden mit Oesterreich sind, hat es gewiß Ursache, mit sich selbst unzufrieden zu sein. Auch seine innere Lage ist schwierig und wird in schneller Steigerung immer schwieriger werden, wenn sie nicht geändert wird. Italien bleibt ungeachtet des Krönungsjubels und der Amnestie doch immerdar eine schwierige und unzuverläßliche Provinz; Oesterreichs Einfluß auf das übrige Italien aber ist eben so unfruchtbar als unrühmlich. Die verschiedenen Nationalitäten, die bisher eine Hauptstütze des österreichischen Regierungssystems waren, bereiten ihm jetzt, wo sie nach Bewußtsein und selbstständiger Geltung zu ringen anfangen, die allerschlimmste Verlegenheit. Es dringt sich hier die Frage auf: warum sind die österreichischen Slaven- und

Magyarenländer nicht gleich den Ober- und Oſt-seeländern längſt vollſtändig germaniſirt? Die Antwort darauf iſt: weil ſie nicht wie jene jetzt deutſchen Provinzen mit dem deutſchen Leben in ungehemmter durchdringender Verbindung geweſen ſind. Hätte ſich Oeſterreich gegen Deutſchland nicht ſo ſtreng abgeſperrt, hätte es den großen befruchtenden Strom deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur nicht beſtändig von ſeinen Grenzen abgedämmt und in den eigenen Provinzen das deutſche Geiſtesleben nicht ſo ängſtlich niedergehalten; gewiß, es würde jetzt über ein größtentheils deutſches Gebiet herrſchen. Durch das Syſtem aber, welches es befolgte, hat es unter ſeinen Völkern einen Miſchzuſtand der Nationalitäten hervorgebracht, der ihnen nun läſtig wird, deſſen ſie ſich zu ſchämen anfangen. Wenn ſie auch vorderhand nur die freie Entwickelung ihrer Sprache und Literatur verlangen, ſo kann doch über die endliche letzte Conſequenz dieſer nationalen Beſtrebungen kein Zweifel obwalten. Es gibt auch Slaven genug in Oeſterreich, die ſich nicht ſcheuen, offen ihre Ueberzeugung auszuſprechen, daß Oeſterreich über kurz oder lang ein

ſlaviſcher Staat werden müßte. Kaiſer Franz, ſagen ſie, hat den Grund zu dieſem neuen Slavenreiche durch die Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone gelegt, und ſeine Nachfolger werden gern oder ungern den neuen Thron ausbauen und alle Vorderſlaven unter ihm vereinigen. Sie ſtützen überdies ihren Wunſch auf die freilich längſt anerkannte Nothwendigkeit eines ſlaviſchen Mittelreiches zwiſchen Deutſchland und Rußland. In Ungarn kommen zu dieſen nationalen Wirren noch politiſche und kirchliche, ſo daß in dieſem Lande, wo noch mehr als in irgend einem Theile Europas ungezähmte und ungeſchwächte Naturkraft waltet und ein Volk von feurigſtem Temperamente lebt, ſich Dinge von ſo ernſter Wichtigkeit vorbereiten, daß die ganze Weisheit, Rechtlichkeit und Thatkraft der Regierung dazu gehören wird, ſie zu beherrſchen und zum Guten zu lenken. Um ſo unſinniger und toller iſt daher das Treiben jenes Wiener Correſpondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der ſich die Völker überhaupt und die Ungarn insbeſondere wie ein Haufen dummer Schuljungen vorzuſtellen ſcheint, die man nur

recht barsch anzuschreien braucht, um sie ins Bockshorn zu jagen. Dadurch, daß er die Ungarn bei jeder Gelegenheit vor aller Welt der Unwissenheit und läppischen Uebereilung beschuldigt, und sie mit Hohn und Verachtung abspeis't, gießt er gewiß Oel in die Flamme. —

Preußen schwingt in neuester Zeit, wie einst in den Befreiungskriegen, das Banner der deutschen Nationalität am kräftigsten. Die übrigen Deutschen sehen die heilige Fahne ohne Mißgunst in Preußens Händen, nur darf nicht das Prunkzeichen preußischer Separateitelkeit darauf gestickt sein. Preußen besitzt jetzt, ungeachtet aller politischen und kirchlichen Spaltungen, unstreitig das geistige Prinzipat in Deutschland; aber es hüte sich! die Bezauberung dieser geistigen Hoheit verschwindet urplötzlich, sobald das Bewußtsein derselben zu laut ausgesprochen wird. Preußen ist im Unglück groß gewesen; durch das Unglück groß geworden; möge es im Glücke nicht kleinlich sein, sich nicht selbst verkleinern! Vor allem bedenke es, daß seine Popularität in Deutschland wesentlich von seinem Benehmen gegen Rußland abhängt. Die Oesterreicher riefen 1813 ihrem Kaiser zu:

„Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn!“ und Kaiser Franz hat sie erhört. Einen ähnlichen Ruf hört Preußen aus ganz Deutschland *). Preußen hat im Namen und zur Ehre Deutschlands die hohe Aufgabe zu lösen, die volksthümliche Form für die gesetzlich beschränkte aber nicht geschwächte Monarchie zu finden. Die Verfassung von Britanien genügt nicht; noch weniger ihr Nachbild, die französische, und noch weniger die Nachbilder dieses Nachbildes. Welches Volk könnte berufener sein, die große Aufgabe der Reform unserer Staatsverhältnisse zu vollbringen als eben das deutsche? Preußen ist jetzt in der Lage, den ersten großen Versuch einer wahrhaft deutschen Verfassung zu machen. Preußen ist überhaupt durch seine Rührigkeit, durch glückliche Zufälle und namentlich auch durch die freiwillige Zurückgezogenheit Oesterreichs, zum Träger aller

*) Der Zufall läßt das Verhältniß Preußens zu Rußland durch ein treffendes Wortspiel bezeichnen. Ich glaube nicht Ursache zu haben, es zu unterdrücken. Es lautet: Frage. Wann werden Preußen und Russen eins sein? — Antwort. Wenn die Preußen den Kopf verlieren. (Preußen. Reußen).

deutschen Ideen und Wünsche erhoben worden. Möge es immerhin auch den Stolz dieses Berufes, aber auch seine große Verantwortlichkeit empfinden! —

Am wenigsten, ja geradezu gar nicht repräsentirt ist die deutsche Nationalität durch die deutsche Bundesverfassung. Sie trug gleich anfangs die Kennzeichen eines Provisoriums an sich und entspricht dem Bedürfniß der neuesten Zeit gar nicht mehr. Die öffentliche Stimmung war ihr immer vor, seit zwei Jahren aber ist die Distanz so groß geworden, daß der Bundestag, wenn er nicht verjüngt wird, die öffentliche Meinung nicht mehr einholen kann. Möge man ihn doch bald und gründlich verjüngen, oder besser gleich ganz neu erzeugen und gebären! In der Bundestagsversammlung vom 11. November 1816 sprach der österreichische Gesandte folgendes: „Die Zeit, die Cultur der Menschheit kennt keinen absoluten Grenzpunkt; so wollen auch wir das Gebäude unsers deutschen Bundes für heilig, aber nie für geschlossen und ganz vollendet halten.“ Nun, so arbeite man doch rastlos an seiner Vollendung, mache ihn endlich einmal

populär, mache ihn zum Bunde der Fürsten und der Völker!

Deutschland steht an der Schwelle einer schönen und großen Zukunft. Zwei Prophezeiungen des frommen Sängers Max v. Schenkendorf sind vor unsern Augen in Erfüllung gegangen *), auch die dritte wird in ihrer vollen Bedeutung erfüllt werden.

Ein Morgen soll uns kommen,
Ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Englein Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

Für die schnellere und vollkommnere Entwicklung des deutschen Lebens habe ich, und viele mit mir, einen Wunsch. Frankreich und Rußland sollen sich vereinigen und vereint über Deutschland herfallen. Aus diesem schweren Kampfe würde das deutsche Volk gewiß siegreich und auch völlig neugeboren hervorgehen. —

---

*) Der Brand von Hamburg und die Wiederaufnahme des Dombaues zu Köln.

Die slavische Nationalität ringt nach Bewußtsein und Geltung, nach Freiheit und Herrschaft; ein wesentliches Unglück für sie ist es aber, daß nach jahrhundertlanger Passivität ihre ersten Lebensäußerungen größtentheils negativ sind. Die Slaven besinnen sich plötzlich, was sie schon sein könnten und sein sollten; aber aus Scham und Aerger darüber, daß sie es noch nicht sind, vergessen sie, an wem die Schuld liegt. „Ihr habt uns unterdrückt," schreien sie uns Deutschen zu. Aber wenn sich ein Volk von nahe an 80 Millionen unterdrücken läßt, beweist es dann nicht einen offenbaren Mangel an Lebenskraft, Charakter und selbstständiger Bildungsfähigkeit? Und Unterdrückung fand nur bei einigen vorgeschobenen Slavenstämmen statt, und diese hörten auch auf Slaven zu sein, wurden deutsch. Daß die Slaven im Ganzen, als Nation und in ihren einzelnen selbstständigen Stämmen so weit hinter allen europäischen Völkern zurückgeblieben sind, liegt an ihnen selbst, an der Grundwesenheit ihres Charakters. Es kam kein Bürgerleben unter ihnen auf, und wo dieses nicht ist, da kann von Nationalbildung

keine Rede ſein. Daß es überall, wo das Slaventhum herrſchte und herrſcht, nur Edle und Knechte gab und der Weſenheit nach auch heute noch gibt, daß die Edlen immer und überall fremde Bildung annahmen und die knechtiſche und geknechtete Menge ſtumpfſinnig immer im gleichen Zuſtande blieb; das allein iſt ſchuld, daß ſich bis zum heutigen Tage noch keine eigenthümlich ſlaviſche Bildung, keine ſlaviſche Wiſſenſchaft, keine nur halbwegs bedeutende ſlaviſche Literatur entwickelt hat. Daß die Slaven jetzt ernſtlich nach dieſen Gütern ringen wollen, iſt ein ehrenhaftes Streben, dem der Segen Gottes nicht fehlen wird. Nur ſollen ſie ſich nicht mit Thaten brüſten, die ſie vielleicht erſt in hundert Jahren vollbringen werden; ſie ſollen ihre Nationalität mehr nach innen als nach außen wirken laſſen; kurz ſie ſollen etwas tüchtiges, human-ehrenhaftes werden und leiſten, die Anerkennung wird nicht ausbleiben.

Polen war Jahrhunderte lang ein ſelbſtſtändiges, mächtiges Reich. Die Polen waren berufen, das Slaventhum zur Geltung, zu Ehren zu bringen. Sie haben dieſen Beruf nicht erfüllt. Sie entwickelten ein elendes Staats-, ein noch

elenderes Gesellschaftsleben. Französelnde Magnaten, in Schmutz und Stumpfsinn lebende Leibeigene und zwischen beiden die blutsaugenden Juden, das waren die Elemente des alten polnischen Staatslebens, und wäre es ihnen jüngst gelungen, ein neues zu gründen, es wäre nicht viel edler ausgefallen. Daß dadurch das Unrecht, welches an Polen begangen wurde und wird, nicht gerechtfertigt ist, versteht sich von selbst. Ueber diese Schauerthaten hier noch etwas zu sagen, wäre anmaßend. Diese schwere Schuld ist mit dem Herzblute des zerrissenen Volkes eingetragen in das Buch der ewigen, langmüthigen aber sicher vergeltenden Gerechtigkeit. —

Nun steht Rußland an der Spitze des Slaventhums und, wie es scheint, mit größtem Glücke. Allein wenn man auch nicht dem strengen Urtheil Schillers beipflichten will, der da sagt: „Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang" — so ist man doch sehr versucht, mit Herder zu fragen: „Wenn nun Peter das Reich, wie Columbus sein Ei, auf die Spitze gestellt hätte, auf welcher es sonach wohl stehen bleiben mußte, auf der es aber dennoch

nur gezwungen stünde?“ — So viel ist gewiß: der innere Zustand Rußlands ist weit hinter seinem äußern Glanze zurück. Die slavisch eigenthümliche Bildung ist unter Rußlands Führung kaum merkbar vorgeschritten, ja ihre originelle Entwicklung ist gehemmt und vielleicht auf immer gestört worden durch das viele Fremde, das man ihr einpfropfte. Der rastlose Ehrgeiz, nach außen hin als Weltmacht zu gelten, läßt Rußland nicht Zeit, seiner ungeheuern Aufgabe im innern zu genügen. Sein Einfluß als europäische Großmacht gründet sich wahrlich mehr auf den großen Raum, den es auf der Landkarte einnimmt, als auf seine Verdienste um die Entwicklung dieses Welttheils. Rußland hat in der Culturgeschichte Europas gar kein Verdienst und hat auch an den politischen Ereignissen erst spät und immer nur zu seinem Vortheil und Wachsthum theilgenommen. In dieser Hinsicht soll die Politik der wahren Großmächte Rußlands steigende Ansprüche in die gehörigen Schranken zurückweisen, nicht aber, weil wir uns alle vor Rußland fürchten müßten. Es ist in der That nichts weniger als furchtbar. Es hat gegründete Ursache, seine

Grenzen chinesisch zu sperren, denn eine genauere Bekanntwerdung würde den Respekt vor seiner Stärke gewaltig vermindern. Rußland trägt die unheilvollsten Keime des Zerfalles in sich. Der Adel hat nach seinen Begriffen vielfältige Ursache zu tiefgrollender Unzufriedenheit. Die oftmaligen Gerüchte von Soldatenverschwörungen sind gewiß nicht so grundlos, wie sie von den Zeitungen dargestellt werden müssen. Es wäre eine an's Wunderbare grenzende Ausnahme, wenn der griechische Clerus in seiner völligen Unterwerfung unter die weltliche Macht zufrieden wäre und vergessen hätte, auf welche übermüthig despotische Art der große Peter die Patriarchenwürde aufgehoben. Zu dem allen kommen die argen Finanzverlegenheiten und die Regungen des Zeitgeistes, der sich auch durch Kosackenkordone nicht ganz abhalten läßt. In acht nehmen müssen wir uns vor der schlauen Politik Rußlands; im offenen Kampfe aber haben wir es nicht zu fürchten. Gamaschendienst und Knutenzwang erzieht keine Welteroberer. Unüberwindlich wird ein Heer nur durch den Geist, der es beseelt. Die russischen Massen werden überall ohnmächtig sein, wo sie

auf begeiſterten und einigen Widerſtand ſtoßen. Der Tſcherkeſſenkrieg beſtätigt dies hinlänglich. — Uebrigens möge ſich Rußland entwickeln und ſeine allerdings wichtige Aufgabe löſen, die kalten und finſtern Strecken ſeines unförmlichen Reiches durch die Cultur zu erhellen und zu erwärmen. Nur das ſollen die Cosmopoliten nicht verlangen, daß die übrige Welt in ihrer Bildung ſtehen bleibe und warte, bis Rußland nachkommt. Wir Deutſchen insbeſondere wollen den ruſſiſchen Koloß ein für allemal nicht ins Schlepptau nehmen; er würde uns nach jedem Schritt vorwärts zwei rückwärts ziehen.

Die Zuſtände der öſterreichiſchen Slaven habe ich oben bei Oeſterreich bezeichnet. Sie kämpfen gegen Germaniſirung und Magyariſirung. Am traurigſten iſt das Schickſal der Tſchechen in Böhmen. Sie ſind unſtreitig der edelſte ſlaviſche Stamm und haben unter allen allein auch in der Kulturgeſchichte der Welt einen Ehrenplatz. Aber jetzt iſt Böhmen faſt durchaus ein deutſches Land. Rein tſchechiſch iſt nur der Bauer und Kleinbürger in den mittlern und öſtlichen Theilen des Landes. Alle Gebildeten ſind deutſch gebildet,

und in den schönsten und gewerbreichsten Gegenden leben an zwei Millionen reiner Stammdeutschen. Unter diesen Umständen wird es der kleinen Anzahl, die literarisch für das Slaventhum kämpft, schwerlich gelingen, eine originell slavische Literatur zu entwickeln.

Sehr merkwürdig ist die magyarische Nationalität. Ohne Wurzel und Zusammenhang, ohne Kenntniß der Abstammung leben die vier Millionen Magyaren, innerlich und äußerlich auffallend eigenthümlich gestaltet, mitten unter Slaven und Deutschen und halten mit Stolz und glühender Eifersucht an ihrer Nationalität fest, obwohl ihre ganze Bildung deutsch ist. Sie fangen an einzusehen, daß sie von der großen Mehrzahl der Slaven erdrückt werden müssen, sobald diese zu lebhaftem Nationalbewußtsein erwachen. Um dem vorzukommen, wollen sie die Slaven in aller Geschwindigkeit magyarisiren, vergessen aber, daß sie sie gerade dadurch aufwecken werden. Die Zukunft der Magyaren als Volk scheint eine tragische zu sein. Entweder wird ihre Nationalität überwältigt und sie sterben den langsamen Tod

des Verschwindens aus der Geschichte, oder ihr Blut und die Ereignisse drängen sie zum Entscheidungskampfe und sie gehen glorreich unter.

Die griechische Nationalität und mit ihr das Christenthum kämpfen gegen den türkischen Druck. In der Türkei begeht die europäische Politik wieder eine so himmelschreiende Sünde, wie einst in Polen. Man läßt die Türkei nicht sterben und nicht neu aufleben; nicht dieses, weil man auf ihre Ohnmacht sündigen will, nicht jenes, weil man sich bei der Erbschaftstheilung in die Haare zu gerathen fürchtet. Bei Erbschaften bewies sich von jeher die christliche Einigkeit der europäischen Staatenfamilie! am zärtlichsten. — Einen kleinen Theil der Griechen hat man als frei anerkannt, weil man endlich mußte; den größeren Theil aber zwingt man, unter dem türkischen Joche zu bleiben, und um dies zu beschönigen, dehnt man die Idee der Legitimität bis auf den türkischen Sultan aus, dessen Vorfahren diese Länder blutig erobert und durch Jahrhunderte blutig mißhandelt und geschändet haben. Wahrlich, die Noten, welche die europäischen Consuln den unglücklichen Can-

dioten mittheilen mußten, haben jedes redliche Herz mit Trauer und Erbitterung erfüllt. Aber die Verworrenheit und Grundsatzlosigkeit der diplomatischen Weltwirthschaft ging noch weiter. Oesterreich, das von der Türkei Jahrhunderte hindurch fürchterlich beleidigte und beschädigte Oesterreich, sandte seinen Prinzen, um dem türkischen Sultan seine verlornen Länder erobern zu helfen! Wie mag der türkische Divan und noch ein anderes Kabinet über dieses Ereigniß gelacht haben! — In Oesterreich freute man sich, endlich auch einen österreichischen Prinzen auf dem Weltschauplatz, den Sohn eines verehrten Helden heldenmüthig zu sehen. Ueber dies an und für sich konnte man sich freuen und den Dichtern ihre Uebertreibungen und selbst die sonderbare poetische Licenz verzeihen, kraft welcher sie den Babenberger Leopold ohne weiters zum Ahnherrn des Lothringers Friedrich machten. Aber wenn man bedenkt, daß Leopold sein Blut vergoß, um die heiligen Länder den Ungläubigen zu entreißen; Friedrich dagegen dort das österreichische Banner entfaltete zum Zeichen

daß der heilige Boden wieder für den ärgeren Christenfeind gewonnen sei, kann man sich auch dann noch freuen?

Wenn die diplomatische Weltregierung noch lange so gesinnungslos und bloß den nackten und nächsten materiellen Vortheil berücksichtigend, zu Werke gehen wird, so muß sie in der allgemeinen Achtung gänzlich sinken, um so mehr, als auch das gepriesene Gut, womit sie die Welt seither beschenkt, der bewaffnete Friede nämlich, nachgerade als ein sehr lästiges, markaussaugendes Gut empfunden zu werden anfängt. Aber die Diplomaten denken und Gott wird es lenken. Sein Werk ist es, daß schon jetzt die Völker die Ahnung einer edleren Zukunft durchschauert. Wir werden sie schauen.

Aber mir ist es, als ob ich den Ruf des Evangelisten über die Welt hin tönen hörte, der da spricht:

„Das sag' ich euch allen: Wachet!"

---

39 29622

DB
30
S35

DB 30 .S35 C.1
Deutsche Worte eines Oesterrei
Stanford University Libraries
3 6105 037 467 888

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.